

Wettbewerb 2: Zukunftsvision

Aufgabe: Die Welt von morgen - in allen erdenklichen Zeitaltern haben sich Menschen Gedanken darüber gemacht, wie sie aussehen könnte. Von (post-)apokalyptischen Visionen über das Leben nach einer großen Katastrophe über technische Wunderdinge, wie sie vor allem im Science-Fiction-Genre bekannt sind bis zu fantastischen Elementen oder gar der Vorstellung einer Welt ganz ohne Menschen: die Vorstellungen sind grenzenlos. Umso spannender ist die Herausforderung, eure eigene "Zukunftsvision" zu Papier zu bringen!

Verfasst eine kurze Erzählung, die eine Vorstellung über die Zukunft thematisiert. Was ihr euch als genaue Handlung (z.B. Alltagsgeschichte, spannender Kampf oder Reiseerzählung) aussucht und ob ihr einen Pokémonbezug verwendet oder welche "Welt"/welchen Fandom ihr als Handlungsbühne nehmt, ist dabei freigestellt. Der Bezug zum Wettbewerbsthema muss aber klar erkennbar sein und ihr solltet darauf achten, dass das Ganze nachvollziehbar und in sich stimmig bleibt.

Sie kommen!.....	2
Stille in der Klasse.....	2
Ewig nicht wolkenlos.....	3
Safe and sound.....	4
Der gelbe Planet.....	8
Ohne Titel 1.....	9
Der tote Planet	11
Zukunftsträume.....	12
Dunkelheit zu Licht	14
Ohne Titel 2.....	16
Vom Recht weiterexistieren zu dürfen.....	19
Ohne Titel 3.....	21
Pecunia non olet.....	23
Fassade.....	25
Relikte der Vergangenheit.....	26
Regierung der Zukunft	29
U-Bahn.....	29
Spieluhrenklang.....	32
Erde 2.0.....	35
Ancestors & passing diaries.....	37
Eine Welt, die niemals war.....	40
Acht Minuten bis zur Ewigkeit	41
Eine Email aus der Zukunft.....	42
Wenn die letzten Bäume fallen.....	46
m a e v e.....	48
Inmitten der New Yorker Börse.....	51
Ein Tag – Drei Einblicke.....	53
Waffen des Friedens.....	55
All you need is love.....	57
Zukunftsversprechen.....	59
Was uns bleibt.....	61
Abwasserkanalsystem.....	62

Sie kommen!

Fandom: "Fringe"

„Sie kommen!“ – Es ist schon so viel Zeit vergangen, als mir dies mein Freund berichtete. Mittlerweile ist die Welt nicht mehr ansatzweise, wie sie einst war. Pulver mit künstlichem Lebensmittelgeschmack und die Menschen die sich in ihren Häusern verstecken, um niemandem aufzufallen. Ein Leben voller Angst und Verzweiflung, wie konnte es nur so weit kommen ...

Es war ein Tag wie jeder andere die Welt fühlte sich für mich zum ersten Mal an als wäre alles in Ordnung, doch dann stand er vor mir – mein Freund mit dem schwarzen Hut und dem Anzug. Immer wenn er auftauchte, geschah etwas Fürchterliches und so war es auch an jenem Tag der Fall. An diesem Tag marschierten sie ein, fingen an unsere Welt zu zerstören und unterwarfen die menschliche Rasse. Es waren keine normalen Menschen sie kamen aus einer Zukunft Hunderte Jahre von unserer entfernt, er war auch einer von ihnen aber er war anders. Er war gut – Er war menschlich. Er half mir und den anderen Mitgliedern des Widerstandes einen Plan zu entwerfen der sie abhalten sollte je zu uns in die Vergangenheit zu reisen, schließlich kamen sie ja aus der Zukunft also müsste es einen Weg geben ihre Existenz zu verhindern. Leider blieb unser Handeln nicht unbemerkt und wir waren gezwungen uns selbst in Eis einzufrieren, um uns vor ihnen zu schützen und in einer entfernten Zukunft dennoch unseren Plan durchzusetzen zu können.

Doch jetzt ist es soweit, wir wurden von den übrigen Mitgliedern des Widerstandes befreit – 40 Jahre später. Unsere Mitstreiter behaupten sie hätten uns nicht früher befreien können, da es zu gefährlich gewesen wäre, nach uns wurde überall gefahndet. Zu meinem Verwundern hat sich die Situation in den letzten Jahren viel schlechter entwickelt als ich gedacht habe. Mittlerweile kontrollieren sie sogar den Sauerstoffgehalt in der Luft, um die Lebenserwartung der restlichen Menschen zu minimieren. Es wird Zeit das wir endlich handeln und den Plan vervollständigen, um die Welt – UNSERE WELT – endlich von diesem Abschaum zu befreien.

Unsere Leute haben mir bereits berichtet, dass sie mit Hilfe meines Freundes den Bauplan für die Maschine schon fertiggestellt haben und die Teile angefertigt haben, aber zur Sicherheit haben sie die Teile an verschiedenen Orten versteckt. Orte – die mittlerweile zu ihrem Gebiet gehören. Wer ihr Gebiet betritt wird festgenommen und wie ein Versuchstier untersucht und experimentiert. Diese armseligen Kreaturen ohne Sinn für Schönheit und ohne Gefühle denken ernsthaft sie wären uns Menschen weit überlegen. Sie haben ihre Gefühle für Intelligenz eingetauscht und sind der festen Meinung, dass Intelligenz alles ist was zählt. Ohne je Gefühle besessen zu haben, haben sie jedoch nie erfahren wie stark Rache sein kann – und das wird zu ihrem Ende führen. Sie haben uns unsere Freiheit gestohlen und ist die Maschine erst komplett werde sie unsere Rache zu spüren bekommen.

Sie werden sich wünschen nie existiert zu haben!

Stille in der Klasse

Eigentlich ist es ein ganz normaler Klassenraum. Es gibt eine Tafel, die Schüler befinden sich mit gesenkten Köpfen auf ihren Plätzen und der Lehrer sitzt am für in vorgesehenen Pult. Doch es ist nicht mehr so, wie es einmal war. Die Tafel ist schon seit einiger Zeit nicht mehr benutzt worden, die Schüler starren nicht auf Schulhefte, sondern auf Handys und der Lehrer tippt eine Frage an alle in das seine. Es ist still.

Nachdem der Lehrer auf den „senden“-Button gedrückt hat, fangen seine Schüler sofort an zu schreiben. Niemand kann sich mehr dem Unterricht entziehen. Wer einer Antwort schuldig bleibt,

oder ein Wort sagt, bekommt zunächst eine Verwarnung gesendet. Falls das nicht hilft, sieht der Störenfried sein Handy für den Rest der Stunde nicht mehr wieder. Dann darf er sich alleine mit der Stille auseinandersetzen.

Deshalb durchbricht auch nichts das Schweigen. Wörter und Schulsachen sind überflüssig geworden. Sie wurden für keine schweren Schulranzen mehr und maximale Unterrichtsbeteiligung eingetauscht.

In der WhatsApp Gruppe kann jeder die Beiträge der anderen sehen. Schüler können Schüler berichtigen und Diskussionen anstoßen. Der Lehrer wirkt nur noch bedingt (z.B. um das heutige Thema zu verkünden) mit. So ist es geschafft worden, die Quote von Schülern, die sitzenbleiben zu minimieren.

Die vollständige Digitalisierung, die schon im 21. Jahrhundert ihren Anfang genommen hatte, wurde abgeschlossen. Fast jeder kann sich mit jedem vernetzt. Es gibt keinen mehr, der nicht mindestens ein Handy, Tablet oder Laptop sein Eigen nennt.

Nachdem diese Schüler ein erfolgreiches Abitur gesendet haben werden sie selbst fahrende Autos, Roboter-Diener und viele andere technische Geräte, die das Leben erleichtern, besitzen. Nur die analoge Kommunikation wird der Leidtragende sein. Aber die Parole lautet: Kein Fortschritt ohne kleine Opfer.

Ewig nicht wolkenlos

Ich ziehe durch die leeren Straßen, berühre sanft die grauen, zerstörten Wände. Staub liegt auf meiner Haut, lastet schwer auf mir, so schwer, dass meine Schritte sich verlangsamen, weil ich ihn tragen muss. Aber ich muss weitergehen, immer weitergehen.

Während ich weitergehe, sticht mir das flackernde, grelle Neonlicht ins Auge, das einen Schriftzug zeigt, den ich durch meine verklärte Sicht nicht mehr lesen kann. Es ist das erste Elektronische, das ich seit einiger Zeit gesehen habe – wenn die Wolkenkratzer, die in den grauen, besiegten Himmel ragen, noch voll Leben gewesen wären, so wie vor langer, langer Zeit, wäre das wohl anders. Doch die, die sie hatten bevölkern sollen, sind schon fort, noch der letzte von elendig erstickt.

Man sollte meinen, ich vermisse sie nicht. Die Narben, die sie auf meinem Körper hinterlassen haben, reichen tief bis in mein Innerstes, und es gibt auch jetzt, nachdem die Auslöser verschwunden sind, keine Hoffnung auf Heilung; ich liege im Sterben, das tue ich schon seit langem. Wegen ihnen. Sie wussten selbst, dass sie Schuld trugen.

Doch auch, wenn sie es waren, die mein Todesurteil unterzeichnet haben, kann ich sie nicht hassen. Ich schenkte ihnen ihr Leben, und das hat mich stolzer gemacht als alles andere. Mutter hat immer gesagt, ich sei ihr wichtigstes Kind, weil ohne mich diese Welt nicht so hätte existieren können, und dann wäre sie furchtbar einsam gewesen.

Aber Mutter ist tot. Beinahe jedes einzelne ihrer Millionen und Abermillionen Arme und Beine verbrannt, damit sie sich weiter ausbreiten konnten. Nur einige wenige bewahren mir noch meinen allerletzten, schwachen Atem.

Als sie begonnen, diese Maschinen zu bauen, ist Mutter besorgt gewesen. Sie hat gesagt, das würde kein gutes Ende nehmen, und dass sie uns wehtun könnten. Ich habe ihr nicht geglaubt, sondern mich gefreut, weil sie so schlau und erfinderisch waren.

Jetzt erst sehe ich, dass Mutter recht hatte. Es blieb ja nicht bei Fortbewegungsmitteln und Arbeitshilfen. Es wurden Waffen entwickelt, die unzählige von ihnen in den Tod rissen und Mutter und mich ebenfalls verwundeten. Harte Zeiten des Krieges, gegen sie selbst und gegen uns.

Der Staub in meinen Augen tut weh, aber ich habe gelernt, ihn zu ertragen. Viel schlimmer ist es, nur noch Farben zu erkennen – die wenigen Farben, die es noch gibt. Das Grau des Himmels, niemals mehr wolkenlos, geht über zum dunkleren Grau der riesigen Gebäude, die einst vielleicht einmal farbenfroh angestrichen wurden, aber die die Farbe des Staubes angenommen haben, und

das dunkelste Grau ist der Boden, fast schwarz, der, wie ich weiß, von zahlreichen Erdbeben und anderen Katastrophen zerstört wurde, Asphalt aufgebrochen, verdeckt von abgekühlter Lava, so wie auch die Spitzen der Häuser, von denen jedoch viele eingebrochen sind.

Das alles sind nur Erinnerungen an eine Zeit, in der ich noch genauer sehen konnte, auch wenn mein Blick schon lange nicht mehr klar ist. Und die schrecklichsten sind die, in denen ich Mutter schreien hörte, aber warum war ich denn der Einzige, warum war ich nur der Einzige? Hätten sie es auch gehört, mehr von ihnen, hätten sie dann anders gehandelt? Hätten sie aufgehört, uns zu vergiften? Hätten sie ihre eigene Zukunft gerettet oder wäre es ihnen egal gewesen?

Ich weiß es nicht. Ich wusste es nie. Als sie auf die Welt kamen, sind sie schon unberechenbar gewesen, und ich kann bis heute nicht ergründen, warum sie so waren, wie sie waren. Ich habe das immer schön gefunden – sie konnten sich aussuchen, wer oder was sie sein wollen, nicht so wie ich, dessen feste Rolle von Beginn an feststand. Sie haben mich fasziniert, noch mehr als die anderen Arten, weil sie so viel mehr geschafft haben in ihrer Lebenszeit.

Vielleicht war ich dumm deswegen. Vielleicht.

Im Grunde ist es doch einfach traurig. Früher war alles hier so farbenfroh und fröhlich und voller Vielfalt.

Aber dann kamen sie und haben alles kaputt gemacht. Sie sind der Grund, warum ich jetzt alleine durch ihre toten Städte ziehe und mich auf meinen Tod vorbereite. Sie sind der Grund, warum Mutter tot ist und warum ich durch all das Grau des Himmels den Rest meiner Familie nicht mehr erkennen kann.

Doch trotzdem kann ich sie nicht hassen. Sie sind fort und mit ihnen die unschuldigen Anderen, ihr Größenwahn, ihre *Taten*, auch wenn die Folgen mich dahinraffen.

Das Ende der Menschheit ist schon längst vorbeigezogen. Und in den Trümmern einer Welt aus Staub und Grau und ewig nicht wolkenlosem Himmel, und nicht einmal Tod, denn Tod bedeutet Erlösung, sondern Unleben, ziehe ich meine Bahnen. Nicht, weil ich noch kann, sondern, weil ich muss. Mein Zweck ist es, Leben zu schenken, auch, wenn niemand mehr da ist, der mich braucht. Bis der Staub mich vollends erstickt, wird es so weitergehen.

Und vielleicht, auf einem fernen Planeten, gibt es jemanden der ist wie ich, und der einen Weg gefunden hat, seine ganz eigene Menschheit vor diesem Schicksal zu bewahren.

Ich hoffe es.

Safe and sound

...I remember tears streaming down your face...

... When I said, I'll never let you go...

... When all those shadows almost killed your light...

~

Serkan David Rain blickte aus dem Fenster. Die Sonne neigte sich dem Horizont zu, tauchte den Himmel in ein goldenes Feuer. Es schien, als stünde der Himmel selbst in Flammen, lichterloh glühend und leise zischend. In wenigen Minuten jedoch würde das Feuer wieder erloscht sein; zurück bleiben würde nun nur noch die Erinnerung daran.

Die Erinnerungen waren immer das Letzte, was blieb. Wenn alles andere in Asche zerfiel, überdauerten sie jeden Brand.

Serkan wandte sich ruckartig vom Fenster weg. Er spürte, wie die Trauer ihn zu übermannen drohte und er wollte seine Tränen nicht im Spiegelbild des Fensterglases sehen. Viel zu oft wachte er nachts auf, schluchzend, schreiend und wie wild um sich schlagend. Manchmal begriff er erst nach Minuten, dass alles nur ein Traum gewesen war. Die Gesichter der anderen Soldaten, die bodenlose

Angst, den nächsten Morgen nicht mehr zu erleben, die Gewissheit, dass er würde töten müssen... Sie waren Abbilder seiner Vergangenheit. Dennoch wirkten sie, in der allumfassenden Dunkelheit der Nacht, erschreckend real.

Morgen waren es auf den Tag genau acht Jahre. Acht Jahre, in denen ihn die Schrecken des dreijährigen Weltkrieges immer noch heimsuchten. Acht Jahre, in denen er versucht hatte, so weiterzumachen wie bisher.

Er war kläglich gescheitert.

Seufzend ließ er sich auf seinem Bett nieder und streifte die Schuhe von den müden Füßen.

Nachdenklich betrachtete er die kleine, schimmernde Narbe am rechten Fußballen. Es war ein Messer gewesen, so scharf, dass es seine Lederschuhe durchtrennt und ihm das Fleisch aufgeschnitten hatte. Er konnte sich nicht mehr genau an die Waffe selbst erinnern, jedoch noch sehr genau an die Trägerin dieser Waffe. Vielleicht, weil er ihr, Sekunden nachdem sein Blut den Boden beschmutzt, eben dieses Messer in die Kehle gebohrt hatte.

Kriege änderten einen Menschen. Selbst, wenn man mit dem Versprechen, niemals ein Leben auszulöschen, das Schlachtfeld betrat, tat man es dennoch. Denn irgendwann stand man jemand gegenüber und hatte nur Augenblicke, um sich selbst zu retten.

Dann zählte dieses Versprechen nicht länger.

Müde schloss der Schwarzhaarige seine Augen.

Seit dem Krieg war alles voller Zweifel. In der Bevölkerung herrschte Hunger, die Regierung war durch eine Monarchie ersetzt worden und obwohl von überall her das Versprechen von Veränderung erschallte, war es noch nicht aufgetaucht. In dem dritten Weltkrieg waren ganze Völker ausgelöscht worden – der Staat Amerika existierte nicht mehr. Die Zukunft war dunkel und wolkenverhangen.

In ihrer Finsternis starb die Hoffnung.

Manchmal fragte er sich, wofür er denn noch lebte.

Für die Angst? Für die Albträume?

Für den Krieg?

Er lebte für eine Zukunft in der ewigen Nacht.

~

... I remember you said...

... Don't leave me here alone...

... But all that's dead and gone and passed tonight...

~

“Ivy! Verflucht, Ivy, wo steckst du nur schon wieder?”

Das zierliche Mädchen mit den dunkelblonden Haaren antwortete nicht; stattdessen verkroch sie sich nur noch tiefer unter die Holunderbüsche. Sie wuchsen überall im Dorf, an jeder Ecke und jetzt, kurz vor der Ernte, standen sie in voller Blüte. Wie jedes Jahr. Während andere Mädchen Tag des Krieges mit Herbstsonne verbanden, verband Ivy sie mit den gelb-weißlichen Blüten der Pflanze.

„Ivy!“ Wieder erschallten die Rufe ihrer Mutter, dennoch hörte Ivy nicht auf sie. Jetzt war es bereits zu spät.

Eigentlich durfte sie nicht hier sein. Sie war keine Überlebende, noch gehörte sie einer Familie von Überlebenden des Krieges an. Demnach überschritt sie eine verbotene Grenze, weil sie dieses Gebiet betrat. Das Mädchen hielt sich öfters hier auf, manchmal kam sie direkt nach dem Schulunterricht hierher. Ivy mochte keine Menschenmassen, sie hasste den Lärm auf dem Schulhof und sie unternahm auch nicht gern etwas mit Gleichaltrigen. Man konnte guten Gewissens behaupten, dass es eigentlich kaum Menschen gab, die sie wirklich mochte. Ihre Mutter

verzweifelte mehrmals am Tag an ihrer Tochter, die so gar nicht wie die anderen Mädchen aus dem Dorf war.

Als sich Ivy sicher war, dass ihre Mutter woanders nach ihr suchte, streckte sie vorsichtig ihren Kopf aus dem Busch. Sie blickte sich um, doch da war niemand. Erleichtert erhob sie sich, klopfte sich den Dreck von ihrer grünen Hose – und erstarrte.

Ganz in ihrer Nähe erklang eine Männerstimme. Zuerst war sie leise, dann jedoch schwoll sie an. Ivy brauchte eine Weile, um festzustellen, dass die Stimme sang. Ein wunderschönes Lied, sanft und liebevoll wie ein Schlaflied.

Doch sie konnte die Worte nicht verstehen, die gesungen wurden, also machte sie sich auf den Weg, immer in die Richtung, aus der das Lied kam. Schließlich blieb sie stehen. Sie legte den Kopf in den Nacken und blickte zu einem Fenster auf, welches sich ein paar Meter über ihr befand. Sie kniff die grauen Augen zusammen.

Der schwarzhaarige Mann hatte die Arme auf das Fensterbrett gelegt und sich aus dem Fenster gelehnt. Er beobachtete den Sonnenuntergang, während er mit betörender Stimme sang. Es war das Lied, welches Ivy schon von weitem vernommen hatte und jetzt verstand sie auch die Worte.

*I remember tears streaming down your face
When I said, I'll never let you go
When all those shadows almost killed your light*

*I remember you said
Don't leave me here alone
But all that's dead and gone and passed tonight...*

Ivy kannte das Lied nicht. Sie hörte es heute zum ersten Mal. Es war wunderschön; die Stimme des Sängers bahnte sich seinen Weg zu ihrem Innersten. Die Worte waren altes Englisch, eine Sprache, die schon seit Jahren nicht mehr gesprochen wurde. Als Russland den Krieg gewann, verboten sie die alte Weltsprache.

Doch die Worte waren ausdrucksstark, besaßen Kraft. Sie wollte am liebsten weinen und lachen. Plötzlich verstummte der Mann. Widerwillig öffnete Ivy ihre Augen wieder und sah zu ihm auf, fragte sich, warum er abgebrochen hatte.

Der Mann sah sie an.

Für einen Augenblick stand die Zeit um sie herum still. Mit vor Angst geweiteten Augen wich die Blondine zurück. Erst jetzt erkannte sie ihn. Es war Serkan David Rain, der einzige Überlebende des Angriffs auf New York, einer der vergangenen großen Städte Amerikas. Er war eine Legende! Und sie befand sich anscheinend genau auf seinem Grundstück.

Hektisch sah sie sich nach einem Fluchtweg um; wenn sie Glück hatte, war er selbst zu erstaunt über ihr Auftauchen, um nicht gleich die Wächter zu rufen. Ivy würden nur Sekunden bleiben, aber es musste ausreichen.

„Hey!“, der Ruf ließ sie innehalten. Zögernd drehte sie sich um. Serkan blickte sie für einen Moment lang unschlüssig an, dann warf er etwas zu ihr hinunter. Es segelte genau vor die Füße des Mädchens. Obwohl Ivy sich innerlich anschrie, sofort abzuhausen, siegte ihre Neugier. Sie hob das Papier auf und betrachtete es.

Viele Wörter standen darauf, in einer schwer lesbaren, schwungvollen Handschrift. Erst nach und nach entzifferte sie die Worte. Verblüfft blickte Ivy zu Serkan auf.

Der schenkte ihr ein kleines Lächeln, dann rief er ihr zu: „Das ist der Liedtext. Ich habe gesehen, wie sehr es dir gefällt. Glück dem gewonnenen Krieg!“

Sie warf ihm einen finsternen Blick zu, dann antwortete sie im Laufen: „Gewonnene Kriege sind nie glücklich. Nur grausam.“

Damit verschwand das Mädchen mit den Goldhaaren aus seinem Blickfeld.

~

... *Don't you dare look out your window darling...*
... *Everything's on fire...*
... *The war outside our door keeps raging on...*

~

Und als die Nacht sich über das Dorf senkte und alle schliefen, schlich sich das Mädchen aus dem Haus. Es lief barfuß hinunter zum Teich, dort, wo das Gebiet der Überlebenden begann. Die Sterne beleuchteten ihr schmales Gesicht.

Als ihre glockenhelle Stimme erschallte, verstummten selbst die Tiere der Nacht. Die Frösche, Füchse, Eulen und Wildkatzen stellten ihre Ohren auf und lauschten diesem melancholischen Singsang. Kein Laut war zu hören.

Ivy blickte hoch zum Fenster, wartete geduldig darauf, dass Serkan das Fenster öffnete. Damit sie seine Einsamkeit vertreiben konnte.

~

... *Just close your eyes...*
... *The sun is going down...*
... *You'll be alright...*
... *No one can hurt you now...*
... *Come, morning light...*
... *You and I'll be safe and sound...*

~

Und Serkan lauschte dem Lied, während die Tränen seine Wangen hinunterliefen. Sie hinterließen Spuren hellen Silbers. Er öffnete nicht das Fenster, nicht einmal den Vorhang streifte er zur Seite. Das Lied war da, vertrieb die allgegenwärtige Dunkelheit und ließ ihn die Angst all der Jahre vergessen. Wenigstens für Augenblick lang.

Und, nur für einen Moment, konnte er sich eine glücklichere Zukunft vorstellen. In der die Dunkelheit dem Licht des beginnenden Tages weichen würde und die Musik allen Schmerz würde heilen können.

Eine Zukunft, in der er nicht länger mit den Albträumen allein sein müsste.

Diese Vorstellung zauberte ein Lächeln auf sein Gesicht.

Und dann ergoss sich das helle Sonnenlicht des neuen Tages und vertrieb die beengende Finsternis der Nacht.

In diesem Moment war er sicher und wohlbehalten.

Safe and sound.

~

... *Hold on to this lullaby...*
... *Even when the music's gone...*
... *Gone...*

Der gelbe Planet

Die Sonne brennt auf den zerlaufenen Asphalt, der mir den Weg weist. Am Himmerl ist keine Wolke zu sehen, doch das ist normal. Wir haben schon seit Jahren keine Wolke mehr gesehen. Ich helte mir die Hand an die Augen, um besser sehen zu können; in der Ferne kann ich die Häuser erkennen. Ich bin in weißen Klamotten verpackt, es ist die einzige Möglichkeit, sich gegen die Hitze zu schützen. Mein Atem schlägt sich an dem Tuch vor meinem Mund nieder. Ich bin erschöpft, fast fünfzehn Kilometer musste ich mit den großen Wasserkannister auf dem Rücken durch die Wüste laufen, um das Dorf zu erreichen, doch ich darf jetzt nicht stehenbleiben. Wer stehenbleibt, verdurstet. Außerdem muss ich meine Karawane anführen, sie verlassen sich auf meine ungeblendeten Augen. Viele von unserem Volk haben in die Sonne geschaut, seitdem brauchen sie Führer.

Als wir das Dorf erreichen, ich niemand zu sehen. Auch das ist normal, denn die Dorfbewohner haben keine Bleiche, um ihre Kleider weiß zu färben. Tagsüber wären sie nach einigen Minuten im Freien tot. Wir legen unsere Kannister in die dafür vorgesehenen Löcher im Boden, um das Wasser vor Verdunstung zu schützen, und nehmen die leeren Behälter, die an den Häusern gelehnt stehen, wieder mit. Nun heißt es wieder fünfzehn Kilometer zurück, erst dann gibt es Wasser. Wir sind die Sklaven dieser Generation.

Ich reiße mich zusammen und gebe ein Signal mit den Füßen, wir ziehen wieder ab. Noch vor einigen Jahrzehnten war hier fruchtbares Ackerland, doch die vorige Generation wollte es nicht gut. Sie wollten es besser. Doch stattdessen haben sie es schlechter getroffen. Sie hatten starke Maschinen, die für sie die Arbeit erledigt haben, und genug Wasser für alle. Sie hatten für uns unvorstellbaren Wohlstand und Luxus. Doch sie haben es zerstört. An dem Tag, als die Sonne entflammte, haben sie die Erde zerstört.

Jeder bei uns kennt die Geschichte. Die Alten, die es miterlebt haben, streiten sich, woran es lag. Einige reden von Klimawandel, andere sind der Meinung, es wäre einfach nur Pech gewesen. Tatsache ist, dass die Menschen selbst an diesem Unglück Schuld sind. Der Tag, als die Sonne entflammte, so wird der schilcksalhafte Tag genannt, an dem ein gewaltiger Sonnensturm auf die Erde zuraste. Unser Planet hatte schon Stärkere ausgehalten, aber diesmal waren die Bedingungen anders. In ihrem unermüdlichen Streben nach mehr Wachstum und Wohlstand hatten die Menschen die wichtigen Dinge übersehen: Sie hatten das Polfeld der Erde ausgeschaltet. Der Sonnensturm hatte unglaubliche Zerstörungskraft, und er kam in zwei Teilen: Auf den Äquator und auf den Nordpol. Es war verheerend. Am Äquator stiegen die Temperaturen auf weit über einhundert Grad, jeder, der sich nicht im Wasser befand, wurde verbrannt oder radioaktiv verstrahlt. Und dann brannte der Himmel. Nun, wissenschaftlich gesehen war es nicht der Himmel, sondern die Ozonschicht. Doch sie brannte, nicht nur am Äquator, das Feuer verbreitete sich rasend schnell um den ganzen Erdball. Aus unserem blauen Planeten war ein roter Planet geworden. Alles, was sich in der Luft befand, verbrannte mit unserer Schutzschicht.

Dann kam der Nachzügler. Ein kleinerer Sonnensturm, doch an einer weitaus gefährlicheren Stelle. Ohne den Schutz durch die Ozonschicht traf er mit voller Kraft auf die Eisflächen des Nordpols und setzte dabei unglaubliche Mengen Energie frei. Das halbe Polareis schmolz innerhalb von wenigen Stunden.

Das totale Chaos war eingetreten: Wer in den Himmel schaute, versengte sich die Augen, auch nachdem das Feuer am Himmel erloschen war, denn die Sonne brannte nun erbarmungslos. Viele Grünflächen gingen in Wochen ein und wurden zur Wüste, die Durchschnittstemperatur auf der Erde stieg innerhalb eines Monats um fünf Grad. Ich wandle nun auf dem Ergebnis davon. Die ganze Erde ist nun, zwölf Jahre nach dieser Katastrophe, eine riesige Wüste, in der es kaum noch Orte gibt, an denen man überleben kann. Wie die Dörfler in ihren kleinen Siedlungen überleben können, habe ich nie verstanden.

Die Straße, auf der ich laufe, war früher eine Hauptstraße am Stadtrand von Berlin. Nun ist der

Asphalt geschmolzen und zerlaufen und um mich herum ist soweit das Auge reicht nur Wüste und das kleine Dorf zu sehen, von dem ich gerade komme. Doch ich habe es besser erwischt. Ich gehöre zu einem Teil der Bevölkerung, der vorgesorgt hat. Ich wusste immer, dass es irgendwann passieren würde. Doch ich bin alleine.

Wir wandern den langen Weg. Es ist heiß, ich bin hungrig und durstig und bald werden meine Beine einknicken, doch ich werde es noch bis zum Basislager schaffen, denn dort gibt es einen Brunnen. Wer umfällt, wird liegengelassen, und wer umfällt, hat keine Kraft mehr, selbst aufzustehen. doch auch wenn es für den Rest meiner Karawane so ist, für mich ist das Basislager nicht das Ziel. Es ist nur eine Station, bei der ich Wasser holen kann. Mein Haus steht zwei Kilometer entfernt. Und es ist besser als das Basislager, denn mein Haus ist unterirdisch. Es stammt noch aus der Zeit vor dem brennenden Himmel, als die Maschinen noch funktioniert haben. Damals habe ich viel geopfert, um dieses Haus zu bauen, doch nun sind alle meine Opfer wertlos geworden. Geld hat keinen Wert mehr. Ich handle mit wertvollerem denn mein Haus hat einen Wasserzugang. Mein Keller ist keine Wohnung, sondern eine Farm. Ich baue Essen an, das einzige, was noch wertvoller ist als Wasser. Und obwohl ich mir dafür alles holen kann, was ich will, muss ich doch Wasser zu den Dörfern tragen, wenn ich ausgelost werde.

Diese Zeit ist schlimm. Doch für viele ist sie schlimmer als für mich. Ich muss bloß ab und zu Wasser tragen. Sie müssen auf die Nacht warten, um zu trinken. Doch ich bin alt. Und meine Beine wollen nicht mehr. Ich bin fünfundsechzig Jahre alt, nach dem Zusammenbruch der medizinischen Versorgung also ein wahres Wunder. Und ich sehe das Lager. Und ich weiß, dass ich es gut habe. Ich falle um. Die Karawane zieht an mir vorbei, meine Tochter übernimmt nun die Führung. Ich schließe die Augen. Ich lege einen Streifen Stoff über mein Gesicht. Und ich schlafe ein. Vielleicht wache ich wieder auf. Vielleicht auch nicht. Und vielleicht, ja, vielleicht darf ich noch einmal wiederkommen. In einer Zeit, in der die Erde wieder grün ist. Wenn unser blauer Planet wieder blau ist und nicht gelb.

Ohne Titel 1

Es ist das Jahr 2099 und ich stehe gerade hoch oben auf einer kargen Felslandschaft. Von hier oben hat man einen guten Blick hinunter ins Tal. Sparks, mein Adler, umkreist die Bergwipfel und hält nach Beutetieren Ausschau. Der Krieg, der vor 50 Jahren die zivilisierte Menschheit fast völlig ausgerottet hatte zeichnete das Land und seine verbliebenen Bewohner noch immer. Es gibt nun keine Gesetzte, Politik oder irgendeine Art von Führung mehr.

Menschengruppen leben in unserem Zeitalter in Clans zusammen, um zu überleben. Ich muss zugeben, ich kannte es auch nie anders, doch ich weiß aus Erzählungen wie einst die Welt vor dem großen Umbruch ausgesehen hatte.

Großmutter sagt immer es hat uns Jahrhunderte zurückgeworfen, doch ich sehe das anders.

Die Menschen könnten ihre Welt jetzt neu aufbauen und gestalten und alles ändern. Alles besser machen. Ich bin jung, gerade einmal 13 Jahre in der Zeitrechnung, die wir beibehalten haben.

Ich möchte diese Welt mitgestalten können! Wenn ich zurückdenke an Großmutter's Erzählungen als ich noch ganz klein war und dem Glauben schenke, dann war es vor dem großen Umbruch kaum mehr möglich noch etwas selbst zu gestalten. Alles klang so vorgegeben und festgefahren.

Der Schrei meines Adlers schreckt mich aus meiner Gedankenwelt.

Ich laufen an der Felswand hinter mir entlang zu Sparks, doch heute bin ich zu langsam und die Beute entkommt mir in einer nahen Felsnische.

Ärgerlich knirsche ich mit den Zähnen. „Mein Fehler.“ Ich strecke den Arm mit dem ledernen Handschuh aus und der prächtige Adler landet sanft darauf. „Ich war zu langsam, mein alter

Freund.“

Ich setze mich kurzerhand mit Sparks an den Rand des Felsvorsprungs und überblicke das Tal. Schau hinüber zum Fluss und darüber hinaus.

„Wie würdest du diese Welt gestalten?“

Sparks sieht mich mit seinen schwarzen Augen an und neigt den Kopf hin und her, dann stößt er einen hellen Ruf aus und fliegt davon, hinab ins Lager. Sicher hatte er meine kleine Schwester dort unten ausgemacht. „Verräter!“, rief ich ihm scherzhaft hinterher. Sie musste mehr Glück bei der Jagt gehabt haben als ich.

Nun bin ich allein und kann mich ganz meiner Phantasie hingeben.

Ich stelle mir eine Zukunft ohne Grenzen vor. Überall gibt es weiterhin Clans. Ich nehme meine beiden Schwestern und ziehe mit ihnen los, in die weite Welt. Wir reisen an Orte die wir nie zuvor gesehen haben und begegnen Monstern die wir mühelos bezwingen werden.

Egal auf welchen Clan wir auf unserer Reise auch treffen, sie werden uns aufnehmen und brüderlich behandeln.

Die Welt teilt ihren Atem mit uns, gibt uns Nahrung und Wasser.

Sie ist wie eine riesige Mutter, die Winde wehen lässt wenn sie Atmet und Flüsse durchziehen sie, wie Adern unseren Körper. Sie ist uns doch gar nicht so unähnlich.

Nur sie allein urteilt darüber ob wir Parasiten sind, die sie befallen haben oder würdige Organismen.

„Wir nehmen nur das was wir brauchen und sind zufrieden mit dem was wir haben“, murmele ich dösend.

„Klingt ja als wärst du völlig eins mit der Natur.“

Ich öffne die Augen und blicke in das strahlende Gesicht meiner kleineren Schwester, die mir ein Erdmännchen hinhält.

„Was machst du hier oben?“

Ich richte mich auf und deute mit der Hand neben mich. Sie setzt sich an meine Seite und seufzt tief.

„Du lässt mich allein jagen und machst hier oben einfach ein Nickerchen.“

Wegen ihres Vorwurfsvollen Blicks bekomme ich gleich ein schlechtes Gewissen.

„Ich schlafe nicht, ich stelle mir vor wie unsere Welt in Zukunft aussehen wird!“

Sie lächelt mich an. „Weißt du wie ich mir die Zukunft vorstelle?“

Ich schüttele den Kopf. Wir hatten noch die wirklich darüber gesprochen.

„Ich wünsche mir dass hier viel mehr Blumen blühen und dass wieder Gras wächst. Ich möchte Dinge erfinden die unserer Familie das Leben im Clan erleichtern. Ich möchte aber auch einmal sehen was hinter den Sternen liegt.“

„Hinter den Sternen?“, fragte ich ungläubig. „Du willst Mutter Erde Verlassen?“

Unberührt von meinem entgeisterten Ausdruck fährt sie fort. „Ja, ich möchte nicht nur diese Welt sehen sondern auch andere Welten. Wir waren bereits dort oben, wir können es wieder schaffen!“

„Hier seid ihr beide also.“

Unsere älteste Schwester hatte sich wohl Sorgen gemacht und nach uns gesucht. „Wenn man euch so zuhört glaube ich dass die Menschen überhaupt nichts gelernt haben.“

Nun sehe nicht nur ich entgeistert drein.

„Wollt ihr denn gar nicht über den Tellerrand hinausschauen? Die Welt in Zukunft... Wollt ihr wissen wie sie vielleicht aussehen wird?“

Ich nicke langsam.

„Die Menschen wird es nicht mehr geben. Eine andere Spezies wird sich durchsetzen. Die Sonne wird bald nicht mehr scheinen und die Welt wird in ewige Finsternis und ewiges Eis gehüllt.“

Trotz der warmen Sonnenstrahlen läuft mir ein kalter Schauer über den Rücken bei dieser Zukunftsvorstellung. Meine kleine Schwester lehnt sich dicht an mich.

„Eine Welt in Dunkelheit?“ wiederholt sie ängstlich.

„Dunkelheit und Kälte. Was denkt ihr welche Kreaturen sie beherbergen werden?“

Ich überlegte kurz. „Ich stelle mir Kreaturen mit harten Schuppen vor.“
 „Ich glaube eher sie haben ganz dickes Fell!“ widerspricht meine kleine Schwester.
 „Wir Menschen sind jedenfalls nicht für einen solchen Lebensraums geschaffen also wird es uns auch in dieser Zukunft nicht mehr geben.“ Der ernste Ton, der in der Stimme meiner großen Schwester mitschwang gefiel mir nicht.
 Sie kniete sich vor uns nieder und küsste uns nacheinander sanft auf die Stirn.
 „Nun seht nicht so ängstlich drein. Habt ihr denn gar nichts begriffen?“
 Ich tauschte einen fragenden Blick mit meiner kleinen Schwester, doch diese zuckte nur mit den Schultern.
 Mir wurde jedoch plötzlich etwas bewusst.
 „Jeder Mensch hat wohl eine andere und ganz eigene Vorstellung von der neuen Zukunft unserer Welt.“
 Meine große Schwester nickt zustimmen.
 „Aber wie ist es möglich all diese Vorstellungen zu einer zufriedenstellenden Lösung zusammenzubringen?“
 Nicht nur die brütende Hitze lässt meinen Kopf hier oben langsam rauchen.
 „Nun.“ Meine große Schwester streicht mir durchs Haar. „Die Zukunft wird immer ungewiss sein, egal welches Zeitalter wir haben. Lebt also im hier und jetzt ihr beiden und genießt euer Leben so wie es ist.“
 Mein Blick schweift ab und bleibt auf einem beweglichen Punkt im Lager hängen.
 Ich sah dort unten jemand winken.
 „Mutter und Vater warten.“, sagte meine große Schwester dann und hob das Erdmännchen auf, das meine kleine Schwester erlegt hatte.
 „Kommt, wir gehen ins Lager.“
 Ehe ich meinen Schwestern folge sehe ich noch einmal in die Ferne und erlange eine wichtige Erkenntnis. Was heute hier stattgefunden hat, hätte in jedem Clan an jedem Ort auf dieser Welt sein können. Trotz der großen Wende waren wir noch so viele und jeder malte sich die Zukunft dieser Welt anders aus. Am Ende jedoch würde es nur eine Zukunft geben und egal welche es letztlich sein würde. Ich wollte sie erleben und so viel wie möglich daran mitwirken.

Der tote Planet

Mein Name ist Suki. Wir schreiben das Jahr 3157. Die Welt steht still. Vieles hat sich verändert, sowohl Mensch, als auch Pokémon. Die Zahl der Pokémon belief sich auf der Erde auf ca. 3500. Man hatte jedes Pokémon entdeckt. Und es gab Probleme. Viele Probleme.

Bereits meine Großeltern waren von unserem Leid geplagt. Im Jahr 3040 entschloss die vereinigte Regierung unserer Erde, dass die Menschheit auswandern müsse, da einerseits die Überzahl an Pokémon eine Bedrohung darstellte, und andererseits die Menschen und Pokémon immer verfeindeter wurde und man kaum noch einen Ort fand, an dem man wirklich sicher gewesen war. Jeder Mensch hatte die Möglichkeit, zwei Pokémon mitzunehmen. Schnell stellte sich jedoch heraus, dass die vereinigte Regierung alle hinters Licht geführt hatte: Nicht alle Menschen sollten mitkommen dürfen. Meine Großeltern hatten das große Glück, dass sie Funktionäre bei den Börsen waren und somit das Anrecht auf das Verlassen der Erde hatten. Dennoch war es keine schöne Sache, denn von den 25 Milliarden Menschen durften gerade einmal eine Million mitkommen. Wie viel das ausmachte, sollte man sich also denken können.
 In großen Raumschiffen verließen die Menschen die Erde, natürlich auch die vereinigte Regierung. Auf dem Planeten, den wir unser nennen durften, herrschte nach einigen technische Aufrüstungen

Klima wie auf der Erde. Die Menschen hatten Sauerstoff, Pflanzen, beinahe sogar Natur. Es war der wohl schönste Ort, den man sich vorstellen konnte. Diese Ruhe hielt jedoch nicht lange vor. Die Menschen auf der Erde wurden sehr wütend, dass sie alleine zurückgelassen wurden. Und auch die Pokémon dort fühlten sich im Stich gelassen. Das führt unweigerlich zu ziemlichen Spannungen zwischen den Pokémon und den Menschen dort, wobei sich diese Spannung schnell löste. Vertreter der Pokémon-Welt und Vertreter der Menschen schlossen sich zusammen und überlegten sich einen Plan, um uns, wie sie uns nannten, „1.-Klasse-Menschen“, spüren zu lassen, wie es ist, echte Unfairness zu verspüren.

Sie schickten zunächst Porygon zu uns. Unzählige, um uns zu stören, unsere Technik zu zerstören, doch wir konnten gut gegen sie agieren. Doch das war nur der Anfang. Es waren immer mehr Aktionen, die uns den Alltag erschwerten, und eines Tages gingen sie besonders weit. Sie zündeten eine Bombe, um unseren neuen Planeten zu zerstören. Doch das wollten wir nicht auf uns sitzen lassen, sodass wir einen gigantischen Schutzschild aufbauten, der zugleich ihre Bombe auf sie lenken würde. Es war barbarisch. Die Bombe landete auch tatsächlich auf der Erde, und riss ein gigantisches Loch in die Oberfläche. Unzählige Menschen und Pokémon werden dabei gestorben sein. Das war nicht die Zukunft, wie wir sie uns wünschten. Und das sahen meine Großeltern ähnlich. In einer Nacht –und Nebel-Aktion stiegen wir in ein Raumschiff mit meinen Eltern. Wir flogen in Richtung Erde, um dort eine neue Regierung zu bilden. Meine Großeltern waren intelligente Menschen und viele wichtige Gebäude und Menschen, die meinen Großeltern folgen würden, waren noch auf der Erde. Nach kurzem Funkkontakt mit den dortigen Funktionären war man sich einig, dass meine Großeltern eine vorerst neue Regierung sein werden und sich gemeinsam mit Mensch und Pokémon darüber beraten würde, wie man die Probleme der Welt lösen könnte, ohne vor ihnen wegzurennen.

Wir wollten gerade auf der Erde landen, als wir etwas Schreckliches sehen mussten: Ein gigantischer Strahl schoss von der Erde auf den Planeten, auf dem wir einige Jahre lebten. Er wurde zerstört, mit all den Menschen und Pokémon dort.

Einige Jahre vergingen, und die neue Regierung mit meinen Großeltern brachte viel zustande. Wir fanden Lösungen für alle. Letztlich stellte sich eine Monarchie heraus, denn nur so könnte man wirklich alle Probleme ohne viel Diskussion lösen.

Mein Name ist Suki. Man nennt mich die Königin der Erde. Und ihr kennt nun die Geschichte vom Tag, an dem der Mond gestorben ist.

Zukunftsträume

"Meori ... Meori, bitte wach doch endlich auf!" Die kindische Stimme eines kleinen Jungen drang in meine Traumwelt und ich öffnete die Augen. Ich lag auf einer sommergrünen Wiese und die kleinen Gänseblümchen bogen sich leicht im Wind. *Es war also nur ein Traum.* Erleichtert setzte ich mich auf, rieb mir die Müdigkeit aus meinen hellen, blauen Augen und schaute in das verspielte Gesicht meines kleinen Bruders.

"Du Schlafmütze! Du hast versprochen mit mir zu spielen!" sagte er und schaute mich verärgert an. "Tut mir leid", murmelte ich benommen, "Ich hatte einen komischen Traum." Mein Bruder setzte sich neben mich und war auf einmal ganz zappelig. "Bitte Bitte erzähl ihn mir!", kreischte er neugierig. Eigentlich hatte ich keine wirkliche Lust darauf, jedoch würde mein kleiner Bruder sicher nicht locker lassen, bis ich ihn alles erzählt habe. Ich seufzte: "Wenn du unbedingt

möchtest "

"Weißt du, ich habe geträumt, dass ich eine Zeitmaschine gestiegen bin. Niemand außer ich und die Wissenschaftler wussten davon. Sie war ein Prototyp und sah aus wie einer dieser modernen Fahrstühle. Die Forscher starteten die Zeitmaschine und alles um mich herum begann zu wackeln. Die Lämpchen in der Maschine begannen zu blinken und ich schrie vor Angst. Allerdings wurde es nach kurzer Zeit wieder ruhig und ich stieg aus der seltsamen Zeitmaschine.

Erschrocken stellte ich fest, dass ich am Rande einer futuristischen Stadt gelandet bin. Ein fremder Mann kam auf einmal zu mir. Er trug eine Art Rennfahreranzug und fragte mich, ob ich ein Tourist aus der Vergangenheit sei. Natürlich war ich ziemlich verwunder. Waren Zeitreisende für ihn etwas ganz Normales? Nun, ich war natürlich leicht als einer zu erkennen. Ich trug wie jetzt meine braunen Stiefel, den gelben Rock und mein Cardigan über meinem weißen Oberteil.

Dieses Outfit ist in der Zukunft ja total aus der Mode. Die Passanten, die an mir vorbeiliefen trugen alle dieselben Anzüge wie dieser ominöse Mann. Sie schauten mich im Vorbeigehen an und fingen an miteinander zu tuscheln. Es war mir sehr unangenehm und ich wollte so schnell wie möglich hier weg. Plötzlich Schoss ein seltsames, schwebendes etwas pfeilschnell an mir vorbei! Ich konnte es kaum richtig erkennen aber es sah aus, wie ein Autoscooter mit einem Glasdach.

Der Mann fing an zu lachen und ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf ihn. Er erklärte mir, dass ich mich im Jahre 4078 befinde und dieses Gefährt ein Scooper sei. Sie konnten eine Höchstgeschwindigkeit von bis zu 500 Lichtjahren pro Sekunde erreichen. Allerdings ist es nur auf den Weltallwegen erlaubt, so schnell zu fliegen. Ich war beeindruckt, diese Scooper waren offensichtlich die Autos dieser Zeit. Jedoch meinte der Fremde, dass dies nicht alles war, was die Zukunft zu bieten hatte. Die Menschen essen und trinken nicht mehr.

Es gäbe sogenannte Nahrungspillen, die alle Bedarfe des menschlichen Körpers decken. Eine Windböe erfasste mein blondes Haar und ich schaute nach rechts zu einem Wald. Doch dieser war wirklich extrem merkwürdig. Ob man so etwas noch Wald nennen kann ist fraglich. Die Bäume, Büsche ... Einfach alles bestand aus Glas. Irritiert schaute ich mich um und musste feststellen, dass auch die Häuser und die Wege aus Glas bestanden.

Nein nicht nur das, alles um mich herum bestand aus dem durchsichtigen, glänzenden Material, was wir eigentlich hauptsächlich für Fenster verwenden. Eine Glasstadt? Mein Herz klopfte und ich spürte wie die Panik meinen Körper gefangen nahm. Was ist hier nur in all den Jahren geschehen? Wieso besteht diese Welt nur aus Glas? Konnte man so denn überhaupt Leben? Das konnte doch nicht sein! Also bin ich in den Wald gerannt in der Hoffnung, etwas zu finden das keinen durchsichtigen Glanz besaß. Zielloos rannte ich durch die Gegend.

Mir wurde klar, dass ich mich schon längst verlaufen hatte, jedoch war mir das in dieser Situation egal. Doch meine Suche war vergeblich: Einfach alles in dieser Welt wurde verglast. An einem kleinen See, der sich auf einer Lichtung befand, blieb ich vollkommen ausser Atem stehen. Das Wasser des Sees war ebenfalls mit einer dicken Glasschicht überzogen und auch der Fremde war mir gefolgt. Er lachte und sagte mir, dass die Menschen die Welt mit Glas überzogen haben, damit nichts mehr verblüht oder zerstört werden könnte.

Das Glas, mit der sie die Welt ummantelt haben, sei das härteste was das Universum zu bieten habe. Außerdem gäbe es kein einziges Tier mehr aus dieser Welt. Die Menschen hätten sie vor etwa 600 Jahren ausgerottet. Das war alles viel zu viel für mich und ich brach heulend zusammen. Die Verzweiflung machte sich in mir breit. Ich wollte zurück in meine Zeit, zurück nach Hause. Diese Zukunft war einfach schrecklich. Niemals könnte ich in diese Welt eine Minute länger ertragen. Und auf einmal hörte ich dich meinen Namen rufen...."

"... Und dann bist du aufgewacht", beendete mein kleiner Bruder den Satz und schaute mich entgeistert an. Wenn ich so darüber nachdachte, war es wirklich ein ungewöhnlicher Traum. Könnte so wirklich unsere Zukunft aussehen? Mein Bruder riss mich aus meinen Gedanken: "Man ...du träumst vielleicht Sachen. Jetzt lass uns etwas zusammen machen! Na los, wir spielen Fangen! Du bist! " Er rannte den aufgedrehten Hügel hinab und ich schaute ihn ein wenig verärgert hinterher. *Kleine Brüder...* Dachte ich sprang auf, um ihn zu fangen.

Ich bin froh in der Zeit zu Leben, in der ich geboren wurde.

Dunkelheit zu Licht

Eiskalt fegte der Wind um Ben herum. Irgendwo in der Ferne knarrten alte Holzdielen und ein Windspiel klimperten. Der ehemalige Trainer stand auf einer Anhöhe, die Augen geschlossen, und atmete tief durch. Wie in Trance streckte er die rechte Hand aus und spürte den Wind über seine Fingerspitzen gleiten. Nur sehr langsam öffnete er die Augen wieder. Das blau-graue Augenpaar schaute blitzend unter der Schiebermütze hervor. Er blickte auf das Herab, was früher mal eine Metropole gewesen war. Jetzt waren es Ruinen, zerstört durch Feuer und Explosionen. Der kargen Überrest einer Stadt, die einst lebte und pulsierte. Ben steckte die Hände in die Taschen seiner ausgelatschten Jeans und schaute neben sich.

„Hier sieht es nicht besser aus als sonst wo. Wir haben falsch gelegen, Herkules“, meinte er mit belegter Stimme.

Das Arkani, das neben ihm hockte, stieß ein lautes Bellen aus. Seit Bens Kindheit waren er und Herkules Partner, ein untrennbares Duo. Herkules blickte ihn nicht an, wackelte aber mit seinem halben Ohr. Ben seufzte nur und wandte sich halb um.

„Lil, kommst du?“

Seine beste Freundin und Begleiterin Lillian kam ein paar Meter hinter ihm den Hügel hinauf. Sie strich sich eine dunkelrote Haarsträhne aus dem Gesicht und lächelte zu ihm hoch.

„Du drängelst ganz schön.“

„Es wird bald dunkel.“

Das Lächeln glitt von ihrem Gesicht und sie setzte zu einem Sprint an. Direkt hinter ihr rannte ein Bisaknosp. Ihr Bisaknosp, das auf den Namen Marie hörte. Thanatos, Bens Tragosso, das auf seiner Schulter hockte, schlug ihm mit seinem Knochen auf den Kopf und deutete nach vorne. Ben schaute wieder in die zerstörte Stadt hinab und entdeckte was sein Freund ihm sagen wollte. Ein Gebäude war noch zu Hälfte intakt. Da es dämmerte brauchten sie einen Unterschlupf. Nachts war es hier draußen gefährlich. Zu gefährlich für zwei junge Erwachsene mit gerade einmal fünf Pokemon. Ben lief den Hügel hinab, Herkules direkt neben ihm.

„Benny, jetzt warte doch!“, rief Lillian von oben.

„Thanatos hat einen Unterschlupf gefunden. Komm!“

Sie lief ihm nach, wobei sich ihr Froxy Johnny, das auf ihrem Kopf hockte, an ihren Ohren festhalten musste um nicht zu fallen. Nach ein paar Schritten hatte sie Ben eingeholt und lief neben ihm her über die zerstörte Hauptstraße.

In dieser Stadt schien der Krieg besonders schlimm gewütet zu haben. Die beiden jungen Leute sahen sich vielsagend an und Lillian musste schlucken. Sie wollte sich nicht an den Krieg zurückerinnern, sie wollte es einfach nicht. Aber immer wenn sie mit Ben durch so eine Stadt lief, dann kamen die Erinnerungen zurück. Endlich erreichten sie das Gebäude, das ihnen für diese Nacht als Unterschlupf dienen sollte. Es war ein halb zerstörtes Pokemoncenter. Die Wände waren

eingerrissen, zum Teil zerstört. Der Boden verbrannt, das Dach fast komplett weggesprengt. Ben drückte einen alten Holzbalken zur Seite und zusammen betraten sie das Gebäude. Es gab keine Möbel mehr, alles war aus den Wänden gerissen worden. Mit geübten Augen suchten sie eine Ecke aus, die ihnen als sicher erschien. Lillian warf ihre Tasche auf den Boden und schaute wieder zu Ben. Im Abendlicht stach die Narbe in seinem Gesicht noch stärker hervor. Er sah an ihr vorbei und schien über etwas nachzudenken.

„Es scheint Regen zu geben“, meinte er schließlich ganz leise.

Lillian entdeckte ebenfalls dicke, schwarze Wolken, die unheilvoll immer näher kamen. Zum Glück überdeckte ein kleiner Teil des Dachs ihren Platz. Ben streckte mit einem Mal die linke Hand in die Luft. Die Hand, an welcher ihm zwei Finger fehlten. Wieder hörte Lillian die Explosion und seinen Schrei, sah das Feuer vor ihren Augen und ihn, wie er mittendrin stand und sein sterbendes Pokemon in den Armen hielt, einfach nur weinte. Ein schwarzer Schatten näherte sich ihnen und mit einem Rumsen landete ein Glurak mitten im ehemaligen Pokemoncenter. Vulkan, Bens Glurak und das letzte Pokemon der beiden Freunde, schnaubte einmal.

Nur gut eine Stunde später war es stockdunkel in der früheren Stadt. Das einzige Licht war das kleine Lagerfeuer, an welchem Ben und Lillian saßen. Vulkan und Herkules hatten zusammen ein paar alte Bretter entzündet, welche jetzt langsam niederbrannte. Ben blickte in die Flammen, hob nur langsam den Kopf und sah zu Lillian, die gerade dabei war etwas Brot für ihr Abendessen aus der Tasche zu kramen. Das Feuer beschien ihr Gesicht und somit auch die Brandwunde, die sich wie Flecken auf ihrer Haut verteilten. Überall wo er einen Blick darauf erhaschen konnte, sah er diese Wunden und Wut stieg in ihm hoch.

Der Krieg hatte nicht lange gedauert, nicht einmal ein Jahr. Und trotzdem, am Ende gab es die Welt in der Lillian und er aufgewachsen waren nicht mehr. Die Städte und Dörfer waren zerstört, tausende Menschen und Pokemon tot und noch mehr, die alles verloren hatten. Die Zivilisation war ausgelöscht worden, sie standen vor dem Scherbenhaufen dessen, was ihnen ein Wahnsinniger und seine naiven Gefolgsleute hinterlassen hatten. Lillian und er hatten nur noch sich und ihre Pokemon, alle andere waren tot. Manchmal fragte sich Ben, ob es nicht besser gewesen wäre auch in diesem Krieg zu sterben, so wie seine Eltern und seine Pokemon.

„Hier.“

Lillian riss ihn aus seinen Gedanken. Sie saß jetzt neben ihm und hielt ihm ein Sandwich unter die Nase. Um ihn herum waren die Pokemon schon am Essen. Vulkan lag vor ihnen wie ein Bollwerk, wie in einem L zu ihm Herkules. Marie und Johnny hockte in seinem Fell, was irgendwie drollig aussah. Und Thanatos hockte zwischen den Pfoten seines großen Freundes. Mit einem Lächeln nahm Ben das Sandwich an sich.

„Danke.“

„Uns gehen die Vorräte aus. Wir sollten...“

„Ich weiß.“

Er seufzte nur und biss von seinem Brot ab. Es schmeckte fad und war trocken. Nach zwei Bissen nahm Ben die Wasserflasche von seinem Gürtel und genehmigte sich einen großen Schluck daraus. Danach reichte er sie an Lillian weiter, die sie dankend annahm. Er aß weiter und sah in die Flammen. Noch immer hatte er Angst vor dem Feuer, noch immer hasste er es. Der Krieg war mit Feuer begonnen worden und hatte in diesem geendet. Der Regen schlug auf das alte Dach auf und ein paar Tropfen fielen durch die

Rillen im Beton auf sie hinab. Doch an so etwas hatten sich die beiden schon gewöhnt. Nach der Hälfte seines Sandwiches hatte Ben keinen Hunger mehr und legte es zur Seite. Lillian sah nur zu ihm auf, wirkte besorgt, verstand aber. Kurzerhand rutschte sie etwa näher an ihn heran und lehnte sich gegen ihn.

„Ich bin mir sicher, Kronos lebt noch.“

Ben nickte nur, wenn auch sehr langsam. Kronos, er hatte ihn kurz vor dem Krieg bei einer Freundin gelassen. Nachdem er fast alles verloren hatte wollte er nichts sehnlicher als wissen, dass sein alter Freund noch lebte. Die Gedanken an Kronos brachten auch Gedanken an seine anderen Freunde zurück. Freunde, die er nie wieder sehen würde. Die Flammen des Lagerfeuers schlugen hoch und Ben glaubte in ihnen die Gestalten seiner Freunde zu sehen. Seine Augen füllten sich mit Tränen und ein Schluchzen entrann seiner Kehle.

„Ares... Hades.... es tut mir so Leid“, schluchzte er.

Ares war in seinen Armen gestorben. Es war ein starkes Maschock gewesen, ein guter Freund. Und gestorben war es bei dem Versuch seinen Trainer zu schützen.

Hades, sein Gengar. Ein Solarstrahl hatte es in Fetzen gerissen. Der gleiche Solarstrahl, der das Haus von Bens Eltern zerstört und seine Familie ausgelöscht hatte. Beim Gedanken daran begann er bitterlich zu weinen. Heiß rannen die Tränen seine Wangen hinab, er schluchzte wie ein kleines Kind. Sofort nahm Lillian ihn in den Arm und bettete seinen Kopf an ihre Schulter.

„Sch, schon gut. Wir werden Kronos finden, und dann...“

Sie stockte. Und dann? Was war dann? Sie hatten beide keinen Plan wie es weitergehen sollte. Bis jetzt hatten sie nur dieses eine Ziel. Und diesen einen Plan: Irgendwie überleben.

Ben richtete sich wieder auf und wischte sich mit der Hand die Tränen weg. Ein Lächeln stahl sich kurz auf seine Lippen, doch Lillian senkte den Blick.

„Was machen wir dann?“, fragte sie leise.

„Wir bleiben zusammen. Das machen wir.“

Er legte sanft eine Hand an ihr Kinn und hob ihren Kopf an.

„Wir haben zusammen diesen Krieg überstanden. Du hast mich aus der Arena gerettet. Ohne dich wäre ich zusammen mit Ares gestorben.“

„Du hast mich aus dem Fernsehturm gerettet. Wir sind quitt.“

„Und ein Team. Und ein Team trennt sich nicht.“

Liebevoll legte Ben den Arm um Lillians Schulter und zog sie an seine breite Brust. Sie krallte ihre Hände in sein altes T-Shirt, drückte ihr Gesicht an ihn. Er hielt sie fest und streichelte ihr sanft über den Rücken.

Dunkelheit lag über der Stadt, über der Welt, in welcher Ben und Lillian aufgewachsen waren. Sie hatten nur noch sich, nur noch diesen kleinen Lichtblick in der Dunkelheit.

Und irgendwie war Ben mehr als nur glücklich damit. Ja, in diesem Moment, wo er Lillian im Arm hielt, da bereute er es nicht zu leben.

Ohne Titel 2

„Herr Petrov?“

Mit Mühe schlug ich meine Augen auf. Das blendende Licht einer kalten Plasmaröhre schien mir entgegen.

„Können Sie mich hören?“, fragte eine harte Stimme.

Ich nickte. Mein Blick klärte sich langsam und die Erinnerung kam zurück.

„Wie lange werden die Schmerzen anhalten, Herr Doktor?“, fragte ich halb flüsternd.

„Noch mindestens bis morgen. Aber sobald Sie stehen können, dürfen Sie auch nach Hause gehen.“

Der Arzt machte keinen sonderlich vertrauensereckenden Eindruck.

Er trug einen weißen, mit Blut verschmierten Kittel und grüne Gummihandschuhe. Genüsslich zog er an einer Zigarette, wobei sein buschiger Schnurrbart bebte.

Ich lag auf einer alten Pritsche aus Metall, mit einem Eisbeutel auf der linken Seite meines Bauches. Vorsichtig hob ich ihn an. Zum Vorschein kam eine frische, schlecht genähte Wunde. Mir wurde schlecht, also drückte ich den Eisbeutel wieder darauf. Ein zuckender Schmerz durchfuhr mich. Stöhnend stemmte ich mich hoch.

„Na das sieht doch gut aus. Ihre Sachen und das Geld liegen dort drüben. Den Eisbeutel dürfen sie auch behalten.“, sagte er routiniert und verschwand durch die Tür.

Ich zog mich an und öffnete dann den Umschlag. Schnell zählte ich das Geld. Es waren zweitausend Dollar. Gerade genug für mein Vorhaben – aber lächerlich wenig für eine Niere. Leider war das Angebot auf dem Schwarzmarkt groß und ich musste nehmen, was ich bekommen konnte. Beim Rausgehen ließ ich den Eisbeutel in einem Mülleimer verschwinden. Es sollte ja niemand sehen, was ich gerade getan hatte.

An der nächsten Metrostation angekommen, ließ ich mich auf die Wartebank fallen. Die Züge fuhren alle zehn Minuten. Also hatte ich noch ein bisschen Zeit.

Die Wunde brannte höllisch. Vermutlich würde sie sich bald entzünden. Ich konnte mir schon lebhaft Katharinas Reaktion vorstellen...

Gedankenverloren ließ ich den Blick nach oben schweifen. Schwere Plasmastürme fuhren über die Kuppel hinweg. Ich beneidete nicht die Menschen, die in den obersten Stockwerken der Hochhäuser lebten. Als Junggeselle hatte ich in so einer Wohnung gewohnt. Jeder Plasmasturm hatte Kopfschmerzen, Schwindel und Schlaflosigkeit hervorgerufen. Dagegen gab es zwar Medikamente, aber die konnte sich ein normaler Mensch natürlich nicht leisten.

Endlich fuhr quietschend die Metro vor. Es war so früh am Morgen – oder spät in der Nacht, dass kaum Leute in den Waggonen saßen. Ich setzte mich vorsichtig auf einen der verdreckten und abgenutzten Sitze und streckte mich aus. Wenn ich mich nicht bewegte, tat es nicht so sehr weh. Langsam fiel ich dem Schlaf in die Arme.

Das Ruckeln der Magnetschwebbahn weckte mich. Ich stöhnte auf. Die Wunde brannte nun stärker. Kalter Schweiß stand mir auf der Stirn. Zu allem Überfluss betrat auch noch ein Kontrolleur mein Abteil. Wie üblich wurde er von zwei Ordnern begleitet. Die Ordner hielten Sturmgewehre im Anschlag und trugen schwere Uniformen mit Gasmasken. Schon öfter hatten diese Soldaten Zivilisten erschossen. Die Regierung hielt die einfachen Menschen auf den neu kolonisierten Planeten in einem eisernen Griff.

Der Kontrolleur erreichte mich.

„Ausweis!“, blaffte er harsch.

Umständlich kramte ich in meiner Hosentasche.

„Sie sehen beschissen aus, Mann. Haben Sie vielleicht etwas zu verbergen?“, witzelte er.

„Nein, niemals, Herr Kommissar.“, entgegnete ich mit ironischem Unterton und reichte ihm den Fahrschein.

„Du bist wohl ein ganz Mutiger, was? Glaubst du, deine Schwarzmarktgeschäfte bringen dir etwas? Was hast du gemacht? Eine Niere gespendet?“

„Nein, Herr Kommissar. Das ist doch verboten.“, antwortete ich mit einem gezwungenen Grinsen.

Der Kontrolleur nickte einem Ordner zu. Dieser rammte mir daraufhin den Gewehrkolben genau auf die frische Wunde. Der aufflammende Schmerz ließ mich für einen Moment die Besinnung verlieren. Als ich die Augen wieder öffnen konnte, waren die drei Männer zum Glück verschwunden.

Die Metro erreichte wenig später meine Haltestelle und ich schleppte mich keuchend nach draußen. Nur knapp schlüpfte ich noch durch die sich automatisch schließenden Türen.

Bis zu unserem Hochhaus waren es nur ein paar hundert Meter. Der versiffte Aufzug brachte mich ins Stockwerk 216. Ich schloss die Tür auf und war endlich zu Hause.

„Pjotr! Endlich. Ich habe mir schon Sorgen gemacht! Wo warst du nur?“

Katharina fiel mir schwungvoll in die Arme. Mit ihrem Ellenbogen traf sie meine Wunde. Ich ging in die Knie und riss uns beide fast um.

„Was hast du, Schatz?“, rief sie entsetzt.

„Es ist nichts. Alles ist gut. Wir drei kommen bald von hier weg.“

Mit Katharinas Hilfe legte ich mich auf unser Schlafsofa. Sie setzte sich zu mir. Liebevoll streichelte ich über ihren kugelrunden Bauch und flüsterte: „Du wirst es besser haben als wir.“

„Bitte reg dich nicht auf, mein Engel. Ich habe heute meine Niere verkauft.“

Hilflose Wut sammelte sich in ihren wunderschönen blauen Augen.

„Denk an unser Kind...“, flüsterte ich.

Die Wut verschwand und stattdessen rannen Tränen über ihre zarten Wangen. Sie schlug die Hände vors Gesicht.

„In solchen illegalen Praxen sterben täglich Menschen.“, presste sie zwischen zwei Schluchzern hervor.

„Ich weiß. Aber jetzt habe ich endlich genug Geld zusammen, um uns einen Flug zu einem besseren Planeten zu verschaffen. Es ist schon alles organisiert. Wir fliegen noch heute Abend.“, erklärte ich. Vorsichtig nahm ich ihre Hände weg und wischte ihre Tränen fort.

Sie lächelte mich an und beugte sich zu mir, um mich zu küssen.

„Wir sollten dann wohl besser packen.“, sagte sie lächelnd.

Unsere erbärmliche Wohnung war leer geräumt. Nichts darin würde ich vermissen. Zugegeben, die Reise würde anstrengend für Katharina werden, aber danach würde alles besser! Es musste einfach besser werden...

„Schatz, kommst du? Die Metro wartet nicht.“, rief Katharina aus dem Aufzug.

„Ich bin schon fast da.“

Nun war die Metro vollkommen überfüllt. Die Menschen waren auf dem Weg zur Arbeit oder von dort nach Hause. Niemandem lag hier ein Lächeln auf den Lippen. Nur wenige Leute unterhielten sich miteinander. Doch trotz allem machte man Katharina und mir Platz und überließ ihr einen Sitzplatz. Wenn die Regierung uns schon versklavte, so war doch zumindest der Umgang zwischen den Leuten rücksichtsvoll.

Ich beugte mich zu meiner Frau hinunter und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn.

Sie hielt mich fest und fragte flüsternd: „Wie wird das alles ablaufen?“

„Wir fahren zum Hangar. Da wartet ein Freihändlerkapitän auf uns. Ich bezahle ihn und dann bringt er uns zu einem besseren Planeten.“, antwortete ich leise.

„Und wohin genau?“, hakte sie nach.

„Das weiß ich nicht...“, gab ich zu.

„Was?“, stieß sie hervor.

„Leise, mein Engel. Es wird schon gut werden. Schlimmer als hier kann es doch sowieso nicht werden.“

„Das hoffe ich für dich!“, knurrte sie.

Bis zum Ende der Fahrt sprach sie kein Wort mehr mit mir.

„Wir müssen hier raus. Komm mit. Ich verspreche dir, dass alles gut wird.“, versuchte ich sie zu beruhigen.

„Versprich lieber nichts, das du nicht halten kannst.“ Aufregung schwang in ihrer Stimme mit. Mir ging es da nicht anders. Zudem brannte die Wunde in meiner Seite furchtbar. Die Naht hatte sich bereits entzündet.

Da kam mir eine gute Idee. Ich holte einen dieser Gepäckwagen - die große Ähnlichkeit mit Einkaufswagen hatten - und hob meine Frau hinein. Den Koffer legte ich in das untere Fach.

„Pjotr, was tust du denn da?“, rief sie lachend.

Ich zog meinen Mantel aus und polsterte den Wagen noch etwas aus.

„Ein Gefährt, einer Königin würdig.“, tönte ich grinsend.

Nur wenige der umstehenden Leute bedachten uns mit einem Blick. Niemand kam uns auf dem Weg zum Hangar 13B in die Quere, doch je näher wir dem Ziel kamen, desto nervöser wurde ich. Wir trafen auf eine Familie mit zwei kleinen Mädchen. Sie hielten Kuscheltiere in den Händen und husteten lautstark. Auch diese Familie hatte ihr ganzes Hab und Gut bei sich. Wir blieben zurück, um keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Kurz vor den Toren von Hangar 13B wurde die Familie von einer Patrouille aufgehalten.

„Halt! Zeigen Sie ihre Papiere vor. Was ist Ihr Anliegen?“, überbrüllte ein kleiner, kahlköpfiger Kommissar die Menge.

Ich hielt inne, unschlüssig, was ich tun sollte. So war unser Weg abgeschnitten. Die arme Familie hatte keine Chance mehr, aber mein Gewissen sträubte sich, sie ihrem Schicksal zu überlassen.

Andererseits musste ich auch an meine eigene Familie denken.

„Die Papiere sind sauber.“, hörte ich den Kommissar zu einem der Ordner sagen.

„Aber was wollen Sie jetzt hier. Haben Sie keine Arbeit?“, schnauzte er weiter.

„Was? Sie wollen ihren Töchtern eine Raumfähre zeigen? So ein Unfug! Ich glaube, sie wollen fliehen. Kann das sein? Zeigen sie ihre Gesundheitsdokumente. Sie haben keine? Eine Epidemie beutelt die ganze Galaxie und sie wollen einfach so auf einen anderen Planeten? Solche Leute wie Sie sind an all dem schuld! Nehmt sie fest.“, befahl er schließlich.

„Ich muss ihnen helfen. Ich liebe dich, mein Engel“, sagte ich zu Katharina und rannte auf die Ordner zu. Zwei riss ich zu Boden, den dritten schubste ich um und den vierten verwickelte ich in ein Gerangel um seine Waffe.

„Lauft!“, brüllte ich.

Die Mutter nahm ihre Kinder an die Hand und rannte los. Sie griffen den Wagen mit meiner Frau auf und flüchteten zum Hangar.

Der Mann stürzte sich auf den Kommissar und schlug ihn nieder.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, meine geliebte Katharina und mein Kind niemals wieder zu sehen...

Vom Recht weiterexistieren zu dürfen

Morgengrauen. Einmal mehr hat uns die Nacht den Rücken zugekehrt. Ein weiterer Tag, den wir erleben dürfen. Kalt und trostlos. Ich wünschte, Gott wäre an unserer Seite, doch fürchte ich, wir sind noch immer allein. Gute Nachrichten sind rar dieser Tage. Bei jedem Kommuniqué schüttelt es mich innerlich, die Nackenhaare sträuben sich, die Haut kribbelt unangenehm, der Puls rast. Die Furcht, bekannte Namen auf der beinahe täglichen Liste der Gefallenen vorzufinden, ist allgegenwärtig. Heute Morgen erwachte ich und blickte in die leblosen Augen zweier Soldaten der Nachtfalken, einer Späher-Einheit. Wer auch immer der Schütze gewesen war, verstand sein Handwerk. Lungenschuss - in doppelter Ausführung. Der letzte nächtliche Flug dieser stolzen Falken. Ich hoffe, der Angriff ereilte sie schnell. Aber dennoch in der Gewissheit, dass diese tapferen Männer im Kampf fielen, in der Ausübung ihrer Pflicht. Eine Ehre. Doch nur ein geringer Trost für uns Hinterbliebene. Endlich haben sie Frieden gefunden. Unser Kampf aber soll weitergehen. - Dabei fällt mir ein, Francis Carter, einer der gefallenen Nachtschatten, hinterlässt eine Witwe. Als sein befehlshabender Offizier ist es meine Pflicht, der Hinterbliebenen die traurige Nachricht zu überbringen. Ich wünschte, es wäre das letzte Mal ...!

Das Verzagen in den narbigen Gesichtern meiner Einheit verfolgt mich auf Schritt und Tritt. Während meiner Patrouillen über den verbrannten Außenring unserer Bastion, dem notdürftigen Lazarett, der Suppenküche, einfach überall. Seuchen greifen um sich. Unser Widerstand bröckelt. Man zermürbt uns. Unersetzbare Menschenleben werden geopfert ... für eine paar Laibe trockenen Brotes, den kümmerlichen Resten unserer medizinischen Versorgung und einer Handvoll Munition,

rostiger Schwerter und Streitäxte. Gleichzeitig macht sich unter den Zivilisten verstärkt der Unmut breit. Mit jedem weiteren gefallenen Soldaten rückt die Waagschale zwischen uns und ihnen mehr und mehr ins Ungleichgewicht. Besorgniserregende Gerüchte schleichen umher, so wie beunruhigenden Schatten, die man dieser Nächte verstärkt auf den Straßen der Bastion beobachten konnte. Gerede von einem drohenden Aufstand. Mir gefällt nicht, wie Hauptmann West mich in letzter Zeit beobachtet. Ein Blick wie ein gewetztes Messer. Wie lange noch, bis wir untereinander auf uns losgehen würden? Wir gar keine Feinde mehr brauchen, um unseren rechtmäßigen Platz in dieser Welt endgültig zu verlieren? So weit darf es nicht kommen. Dem Wahnsinn muss endlich Einhalt geboten werden!

Später berichten von Truppenbewegungen im Osten. Die blaue Einheit zieht nordwärts. Handelsrouten und ein kleiner Außenposten liegen gefährlich nahe, bereits zu oft schon von unabhängigen Splittergruppen geplündert. Ich hoffe, unsere Warnung erreicht sie rechtzeitig! Im Westen bahnt sich dagegen eine neue, größere Gefahr an: dort rührt sich die grüne Einheit. Unsere Befestigungen hatten die letzten Angriffe überstanden. Doch wie lange noch, bis auch sie in sich zusammenfallen, wie vor ihnen bereits etliche andere Festen? Hoffnung und Entmutigung liegen unter den Männern und Frauen, die die Stellung verbissen halten, nicht weit entfernt. Ungefähr so weit, wie man einen Stein vom Hauptplatz aus werfen musste, um das notdürftig geflickte Tor zu treffen. Die dicken Eisenverschläge strafen den einzigen Zugang Lügen. Ein winziger Angriff noch und es würde in sich zusammenfallen. Die Holzpalisaden - ein notdürftig zusammengeschustertes Provisorium, kaum der Rede wert. Ich bete dafür, dass die dunklen Wolken am Himmel kein schlechtes Omen sind, wir noch Zeit haben. Die Wunde an meinem Knie feiert ihr einwöchiges Bestehen. Vielleicht tut sie deshalb so weh. Einen Fingerbreit in die falsche Richtung - der Schaden wäre irreparabel, das Bein verloren.

Die Schrecken von Krieg und Leid sind mir nicht neu. Von klein auf war ich nichts anderes gewohnt. Der Krieg dauerte zu damaliger Zeit bereits zwei Jahrzehnte an. Kummer und Angst gehörten zu meinem Alltag. Schreie und Schüsse waren meine Wiegenlieder. Die Nachricht von weiteren Brandschatzungen, nur ein paar Orte entfernt, unser alltägliches Tischgespräch. Nachts säuselte man uns falsche Hoffnungen ein. Von möglichen Verhandlungen längst vergessener Verträge. Langfristiger Frieden? Eine Mär, wie Kindergeschichten über Zauberwesen, Gnome und Trolle. Nichtangriffspakte waren es, nichts weiter. Eine nette Umschreibung dafür, dass es wieder zum Aufrüsten an der Zeit war, bevor der nächste Schlag ausgeführt werden konnte. Ein weiterer Schuss einer 24-Pfünder Kanone, der die Nacht zerreißen und mich morgens aus dem Schlaf wecken sollte, war nur eine Frage der Zeit.

Ein kluger Mann, Albert Einstein, ein Genie seiner Zeit, sagte einst vor langer, langer Zeit, dass er sich nicht sicher sei, mit welchen Waffen der dritte Weltkrieg ausgetragen würde, aber die Konflikte danach würden mit Stöcken und Steinen gefochten werden. In einer anderen Wirklichkeit hätte man diesen Mann spöttisch belächelt, ihn und seine beschränkten Mittel aus einer über zweihundert Jahre zurückliegenden Zeit. Ein verrückter, alter Kauz. Doch leider nicht in meiner Welt, nicht hier und heute. Das, was als dritter Weltkrieg in die Geschichtsbücher einging, und der thermonukleare Winter darauf, hatte die Überreste unserer heutigen Gesellschaft in eine surreale Version eines modernen Mittelalters zurückkatapultiert. Die Menschheit besitzt Jahrtausende lang angehäuften Wissen, doch kaum mehr die Mittel, es einzusetzen. Sorgfältig aufgebaute Infrastrukturen sind zusammengebrochen, Prunk-Metropolen von damals zu baufällige Ruinen verkommen. Der große Krieg ist lange vorbei, die einstigen Ziele und Ursprünge der Konflikte vergessen. Jetzt kämpfen wir nur noch um das Überleben. In der Asche dieser neuen, von menschlicher Ignoranz geformten Welt keimt nichts, schon gar nicht die Hoffnung auf ein baldiges Ende unseres Elends. Was wohl würde Einstein über uns sagen, weilte er noch heute unter uns? Wenn er uns so sehen könnte, die

Manifestation in Fleisch und Blut einer vor zweihundert Jahren ausgesprochenen Behauptung. Fast schon höre ich seine Worte anklagend in meinen Ohren klingeln, dass selbst ohne die zurückliegenden Fehden, wir ganz andere, modernere wirkungsvollere und - vor allem - grausamere Methoden hätten, uns gegenseitig abzuschlachten. Sicherlich würde er ein weiteres Mal recht behalten. Konflikte waren und sind seit jeher ein Teil von uns. Nur ein Narr, ein Heuchler, würde dem angesichts der unwiderlegbaren Tatsachen unserer Geschichtsbücher widersprechen.

Morgengrauen. Gerne würde ich es so nennen, könnte ich nur den Himmel sehen, einmal die Sonne am Horizont aufgehen sehen. Vielleicht, eines Tages ... Bis dahin kämpfen wir weiter. *Ich* kämpfe weiter. Für eine bessere Zukunft. Einen neuen Tag.

Auszug aus Coen Murtors Tagebuch, Kommandant der roten Einheit, 17. November 2150

Anmerkung des Autors/der Autorin: Es besteht die Möglichkeit, geringfügige Parallelen zu dem Online-Spiel Guild Wars 2 herzustellen.

Ohne Titel 3

SKYSCRAPERS

Sie stand auf dem Dach des Hochhauses und beobachtete, wie die letzten, schmutzigen Wolken gen Horizont und der blutorangen, untergehenden Sonne davonzogen und einen schmutzig graublauen Himmel zurückließen. Der Nachtwind griff mit kalten Fingern nach ihr und ließ ihr Haar sanft erzittern. Doch sie wartete Geduldig. Unter ihr erstreckte sich die leuchtende Metropole NewYork5 und ab und zu trug der Nachtwind die üblichen Großstadtgeräusche zu ihr hinauf. Doch die meiste Zeit hörte sie nur den Wind pfeifen.

Plötzlich ertönte ein Piepen und das Mädchen drückte auf einen kleinen Knopf, der sich auf einem armbanduhrartigen Gerät, dass ihr Handgelenk schmückte, befand und aus dem nun eine männliche Stimme ertönte: "Horizon? Hörst du mich? Wir haben nur wenig Zeit, also hör zu. Der Klient trifft dich im CentralPark-Reservat um 22.22Uhr und 22 Sekunden. Horizon lachte: "Der Klient ist ja ganz schön penibel. Am 2.2.2222 um 22:22Uhr! Aber ich habe verstanden.", "Gut, denn er wird dir den Schlüssel zu Getreidespeicher23898 überreichen, der 200Tonnen Getreide enthält, genug um eine weitere Plantage auf Xarox anzulegen."

"Verdammte Erdpolitiker...", murmelte Horizon "Muss man ihnen alles unter dem Hintern wegziehen!". "Ich weiß, dass das nicht deine Art ist, aber ohne kann die Kolonie nicht überleben! Du weißt, wie wichtig...", die Stimme wurde durch das laute Dröhnen eines Hubschraubers übertönt, der in diesem Augenblick über dem Dach erschien und seine Suchscheinwerfer auf das Mädchen richtete, dass seinen Arm daraufhin geblendet über ihr Anlitz hielt.

"Spoc! Keine Bewegung! Sie befinden sich auf Unbefugtem Gelände! Legen sie sich auf den Boden und halten sie ihre Personal-Card hoch!"

"Verdammt! Ich muss Schluss machen, das Spoc ist hinter mir her! Ich kontaktiere dich, wenn ich sie losgeworden bin!", "Das Scop?! Schaff sie uns vom Hals! Sie dürfen keinen Verdacht schöpfen!"

"Ich schätze das ist bereits geschehen."

Sie rannte auf den Dachrand zu, band sich im Rennen einen Zopf und sprang, während das Spoc das Feuer eröffnete. Sie fiel immer schneller und die grellen Lichter der Stadt verschwommen in ihren Augenwinkeln, während der Fallwind ihr ins Gesicht schlug und ihren Zopf immer wilder flattern ließ.

Sie würde ihren Heimatplaneten nicht enttäuschen.

Sie griff an ihren Gürtel, löste einen rot-weißen Ball aus dessen Halterund, warf ihn und ein Funkenregen ergoss sich zwei Meter unterhalb von ihr und formte den schlanken Körper eines Absols.

"Entschuldige, falls ich dich aufgeweckt habe und auch noch unter diesen Umständen...", begann sie grinsend woraufhin ihr Absol erfreut gurrte. "...aber wie es aussieht musst du mir mal wieder aus der Patsche helfen.". Sie griff nach einem regenbogenfarbenen Stein, der am Hals des Absols hing und dessen Gegenstück um ihren Hals hing und der bei der Berührung augenblicklich zu leuchten begann und eine immense Wärme ausstrahlte. Horizon schloss die Augen und beide gingen in Embryoposition, während ein kleines Licht grell zwischen ihnen aufleuchtete und eine helle Schockwelle gen Himmel sendete.

Das Mädchen hatte indessen den Hals des Absols umklammert und sich auf seinen Rücken gezogen, aus dem, als das Licht abgeebbt war, strahlend weiße Flügel sprossen, die den Sturz verlangsamten.

Als sie den Sturz schließlich gestoppt haben, musste Horizon feststellen, dass das Spoc immer noch nicht nachgegeben hatte und der Hubschrauber nun im Sturzflug und nicht Munition sparend auf sie herabgeschossen kam. "Okay, Sunrise, es wird Zeit für eine kleine Schattenreise."

Kaum hatte Horizon dies Ausgesprochen, waren sie auch schon in einer schwarzen Wolke verschwunden.

Park

Auf ihrem Weg zum Park setzte ein heftiger Regenschauer ein, der bei ihrer Ankunft jedoch zu einem unangenehmen Nieseln wurde, das von einem ungemütlichen Wind begleitet wurde. Die wenigen Passanten, die zu dieser späten Stunde noch unterwegs waren, bemerkten kaum das ca. 17-Jährige, schwarz-gekleidete Mädchen mit hüftlangem, braunem Haar, das aus einer kleinen Seitengasse huschte und zum Eingangsbogen des CentralParks zuhuschte.

Horizon hatte Sunrise in seinen Pokeball zurückverfrachtet, da ihm die Erdluft nicht bekam.

Sie folgte dem schmalen Kiesweg, der sich durch den schlecht beleuchteten Park schlängelte. Sie ging etwa 15 Minuten, als sie einen dreimaligen Eulenruf hörte, auf den sie wiederum mit dem Zubinden des linken Schuhs antwortete. Als sie wieder aufstand sah sie sich einem schlacksigen Asiaten gegenüber, der einen dunkelblauen Mantel trug und sie lächelnd ansah: "Guten Abend, Miss. Wollen sie mich ein Stückchen begleiten?".

Horizon nickte und er bot ihr den Arm an, den sie auch annahm.

"Wie läuft es Zuhause?", "Nicht gut, die Omegastürme haben nahezu alle Pflanzen ausgerottet, wir brauchen Erdpflanzen, da diese stark genug sind um die Stürme zu überstehen. Aber die Erde...",

"Ich weiß, ich weiß, aber fast alles ausgerottet?! Das kann ich nun wirklich kaum glauben...", sie liefen noch eine weile schweigend nebeneinander her, bis sie einen See erreichten, über dem eine künstlich erzeugte Nebelwand schwebte und setzten sich in das nasse Gras.

"Hör zu, wenn du in den Speicher gelangen willst, bräuchtest du meine Hilfe, denn nur ich habe die ID-Card. Aber ich könnte dich reinschmuggeln..."

Das Mädchen seufzte: "Na gut, dann sind wir eben ein Team!"

STOLEN ID

Die Getreidespeicher waren endlose Reihen von gigantischen Betonbauten, die sich im Industriegebiet der Stadt lag.

Der Asiate hatte sich als Shion vorgestellt und besaß ein Nachtara, mit dessen Schattenreise sie zu den Getreidespeichern gelangt waren.

Horizon schluckte schwer: "Hier müssen wir also reingelangen?", Shion verdrehte die Augen: "Mit meiner ID-Card kommen wir ganz leicht rein aber dich reinzubekommen könnte sich als schwierig gestalten. Versuch einfach unauffällig zu bleiben und möglichst wenig zu sprechen."

Horizon nickte und sie traten der möglichen Rettung ihres Planeten entgegen.

"Wieso schickst du nochmal das Getreide nicht dirket nach Xarox?", flüsterte sie ihm zu.

"Weil ich unmöglich eine Zollcard austellen kann. Die Regierung bewacht sowas strengstens und ihr seid professionelle Schmuggler und...", er verstummte als sie die Eingangshalle betraten, einem sterilen gefliesten Raum, der von Neonröhren beleuchtet wurde. Die Rezeption war unbelegt und so mussten sie lediglich durch ein Drehkreuz gelangen. Während sie dem kahlen Gang folgten, klopfte Horizons Herz wie verrückt:

Würden sie es schaffen ihren Planeten mit der nötigen Ernte zu versorgen?

Werden sie den Planeten der Pokémon retten können?

Pecunia non olet

Neulich kam ich auf dem Weg zur Schule an einem Werbeplakat vorbei. Ganz groß war darauf auf hellblauem Hintergrund das Konterfei eines Anzugträgers abgebildet, der mit seinen glänzend zu einem Seitenscheitel gegelten Haaren und dem blendenden Strahlen in seiner Fratze ein sehr arrogantes Aussehen hatte. Neben ihm prangte in großen strahlend orangen Lettern der Slogan: „Wir sind Ihre Zukunft!“

Dieses Plakat für eine der großen Banken brachte mich zum Nachdenken. Ich war jetzt in meinem letzten Schuljahr, kurz vor dem Abitur. Und selbst die verbleibende Zeit bis zu den strengen Abschlussprüfungen war in einer atemberaubenden Geschwindigkeit verronnen. Meine Zukunft war mit Sieben-Meilen-Stiefeln in greifbare Nähe gerückt und es blieb nicht mehr viel Zeit übrig, Fortuna beim Schopfe zu packen.

Einen wirklichen Plan, was ich mit meinem Leben anfangen wollte, hatte ich derzeit allerdings noch nicht. Jeder Erwachsene, dem ich das erzählte, schlug sich die Hände über dem Kopf zusammen und schrie laut auf. Manche beschimpften mich, ich sei ein Träumer und würde nur so in den Tag hineinleben. Nun, so ganz konnte ich das nicht unterschreiben. Ich hatte immerhin ein Jura-Studium im Visier, um dann später damit eine irgendeine erfolgreiche Karriere in Angriff zu nehmen. Genügte das denn nicht als Zukunftsplanung?

Aber als ich nun so meines Weges ging und dabei über den Werbespruch der Bank nachdachte, kamen mir erste Zweifel an meinem Vorhaben, denn ich musste ja für das Studium in eine andere Stadt ziehen, wo ich direkt zur Uni Zugang hatte, ich musste meinen Lebensunterhalt irgendwie bestreiten und nicht zuletzt musste das Geld dafür schließlich auch irgendwo herkommen. Mein Blick schweifte in die Ferne zu ein paar alten Birken, die sich im Wind bogen. Später, wenn ich eine feste Stelle hätte, müsste ich ja auch irgendwo mein Geld anlegen. Meine sauer verdienten Euros müsste ich in die Obhut von irgendwelchen fremden Bankern geben. Nur... welchen Leuten konnte ich vertrauen, wenn überhaupt irgendjemandem? Ich kannte mich doch gar nicht aus mit dem ganzen Kram. Kaum bist du aus der Schule raus, wirst du eiskalt in die Welt von BaFög, Bankzins und Bausparvertrag geschmissen, ohne auch nur im entferntesten mal etwas davon gehört zu haben. Und diese ganzen hochgestochenen Reden von irgendwelchen Sesselfurzern machten mich ja auch nicht klüger. Ich hatte schon einigen Vertretern dieser Sorte Mensch zugehört, aber irgendwann im Dickicht zwischen Dividenden, Daueraufträgen und Darlehen die Ohren auf Durchzug gestellt.

Kurz nach meinem achtzehnten Geburtstag zum Beispiel hatte mich ein Bankberater zu sich in die Filiale eingeladen und mit mir über Finanzverträge gesprochen. Hatte mir tausend Angebote gemacht und mit seinen Ausmalungen meiner Zukunft in astronomische Höhen gegriffen. Wollte mir lauter Sachen andrehen, von denen ich nicht mal den geringsten Hauch eines Fünkchen Ahnung

hatte. Was ich doch alles mit seinen Verträgen anstellen könnte, hatte er dann wild mit den Armen rudern weiter ausgeführt, und wie viel doch dabei am Ende für mich als kleinen Sparer herauskäme! Hm. Wenn diese Angebote doch so toll sind, wieso sind denn dann nicht alle kleinen Sparer in diesem Land stinkreich, wie es hier vorgegaukelt und spekuliert wird, hatte ich mich danach gefragt. Wie viele Menschen hatten wohl schon ihre Zukunft blindlings diesen windigen Quacksalbern überlassen und es später bitter bereuen müssen?

Und – noch viel entscheidender: Wollte ich denn überhaupt mitmachen und diese Bank meine Zukunft sein lassen? Diese Bank, die wie jede andere das Paradies versprach und am Ende doch der kleine Sparer der Gelackmeierte war und als Melkkuh für die Misere aufkommen musste, weil die Bank sich mit nicht bar existentem Geld in irgendwelchen riskanten Geschäften verrannt hatte? Warum müssen denn überhaupt die Steuerzahler dafür blechen, dass Banken in finanziellen Nöten gerettet werden? Weshalb kriegen die Manager, die das alles verbockt haben, auch noch lächerlich hohe Abfindungen? Wieso untersagt eigentlich niemand den raffgierigen Aasgeiern in ihren Ledersesseln und Luxuskarossen den Zugriff auf das Geld fremder Leute? Ich lange ja auch keinem nackten Mann ungefragt in die Tasche, und damit auch ins Portemonnaie, und erzähle ihm dann was vom großen Vermögen.

Das Schlimmste an der ganzen Sache war vermutlich, dass das Ganze nicht nur meine Zukunft sein würde, sondern schon die Gegenwart war. Wenn ich schon die abendlichen Nachrichten hörte mit ihrem Gesülze über den DAX und was den Aktienanlegern jetzt gerade Beine macht, und wie viele Arme jetzt wieder Geld verloren haben. Was soll das mit den Aktien überhaupt? Da ist ein Stück Papier gerade für drei Euro verkauft worden, ist eine Stunde später schon sieben Euro wert und am Tag drauf wieder nur zwei fünfzig? Wer legt das fest? Woraus errechnet sich das? Will ich mein Geld in einfaches Papier stecken, um hinterher mit dem nicht gerade geringen Risiko leben zu müssen, vom einen Tag auf den anderen eine obszön zu nennende Summe verloren zu haben, weil in irgendeiner anderen Ecke der Welt wieder ein Atomkraftwerk in die Luft geflogen ist?

Andererseits wäre meine finanzielle Existenz ganz ohne Geldgeschäfte auch nicht gesichert. Wenn ich meine Knete im Sparstrumpf hütete wie meinen Augapfel und unter dem Bett verstecken würde, brächte mir das auch nicht mehr. Alle redeten immer davon, dass das Geld 'arbeiten' müsse. Das Konto scheint eine Art Arbeitsplatz zu sein. Oder ein Kreißaal, wenn sich das Kapital vermehrt. Wie dem auch sein mochte, es war gewissermaßen Zwang, sich für irgendein Institut zu entscheiden, das dann über die schwarzen und roten Zahlen wachte und sich damit eine goldene Nase verdiente.

Ich bekam an diesem Tag das Gefühl nicht mehr los, dass eben diese Bank, die mit einem so aalglatten, widerlichen wie realitätsnahe Typen Werbung machte, eben doch meine Zukunft werden würde. Vermutlich würde ich wie der Großteil unserer Gesellschaft jeden Tag ackern gehen für ein bisschen hart verdiente Kohle, würde jeden Monat schauen müssen, wie ich über die Runden käme; und am Ende vom Lied würde mich dann doch der Schlag ins Gesicht treffen, wenn es hieße, dass die Bank mit Immobilien oder mit Wertpapieren so dermaßen hoch gepokert hätte, dass sämtliche theoretischen wie auch tatsächlichen Bargeldbestände nun in die Schuldentilgung fließen müssen würden. Was bliebe mir da? Die Privatinsolvenz?

Wozu überhaupt arbeiten? Damit später alles für Steuern, Sozialabgaben und Spenden für bettelarme Broker draufgeht? Damit sich alles, was eigentlich mir zusteht, vor meinen Augen in Luft auflöst? Damit ich von der Hand in den Mund leben muss?

Eigentlich sollte ich genauso weitermachen wie bisher. Einfach ohne große Pläne jeden Tag einzeln auf mich zukommen lassen, mich nicht groß um die Probleme scheren. Ein bisschen Geld hier

verdienen, ein bisschen Geld da verdienen, und einfach friedlich in einem Zelt auf einer Wiese vor der Stadt wohnen. Ich glaube, das wird meine Zukunft.

Fassade

Das Gras war feucht und die Halme kitzelten sanft, als meine Fußsohlen es vorsichtig berührten. Ich spitzte die Ohren. Zu hören war ein leises Rascheln, das der Wind mit seinen zahlreichen milden Brisen hinterließ, während er Tag und Nacht durch Wald und Wiesen zog. Ich spürte, wie der leichte Hauch meine Wangen immer wieder für einen Moment streifte, um wenig später so schnell zu verschwinden, wie er gekommen war.

Langsam hob ich meinen gesenkten Kopf, nahm noch einmal einen tiefen Atemzug und öffnete bedächtig die Augen. Was ich nun sah, während ich meinen Blick schweifen ließ, brachte mein Innerstes zum Stillstand - vor Ehrfurcht. Alles drehte sich in mir. Schwindel machte sich breit und zwang mich in die Knie. Grün, überall Grün! Überall... Zu meinen Füßen, an den Gemäuern, selbst den Himmel bedeckten gigantische, majestätisch anmutende Baumkronen, die die luftigen Höhen zu ihrem Reich ersonnen haben. Lang war's her, als ich diesen Ort zuletzt besuchte und einen Blick auf ihn warf. Damals, als die Menschheit noch in ihrer vollsten Blüte stand, am Höhepunkt ihrer Zivilisation. Diese Zeiten sind vorbei. Nun hat sich Mutter Natur wieder genommen, was ihr entrissen wurde.

Plötzlich durchzuckte meinen Kopf ein stechender Schmerz. Übelkeit machte sich breit und ich bemühte mich, nicht zu würgen. Der bittere Geschmack aufsteigender Galle durchzog daraufhin meinen gesamten Mund. Er war bereits völlig ausgetrocknet. Viele durstige Tage und Nächte waren ihm vorausgegangen. Ein starkes Zittern übefiel meine Beine und brachte mich ins Straucheln. Nun verlor ich endgültig den Halt und ließ ich mich auf den Boden fallen, einen Boden, den die Menschen einst scharenweise betraten. Die vielen Gräser, die nun Besitz von ihm ergriffen hatten, dämpften den Stoß ein wenig und linderten den Aufprall. Meine Augen geschlossen legte ich den Kopf zwischen die Knie und schaukelte mich hin und her. Ein Versuch, mich selbst zu beruhigen. Er war vergebens. All meine Gedanken, zu deren Fassung ich noch imstande war, kreisten Momente später wirr umher und meine Gefühle fuhren Achterbahn. Verzweifelt drückte ich meine Finger gegen meine Schläfen und versuchte, mich zu sammeln - zwecklos. Zu lange hatte ich mich vor der Realität verschlossen, selbst, als sie sich offensichtlicher nicht hätte zeigen können, und umso gnadenloser wandelte sich meine lang währende Resignation nun geballt in pure Verzweiflung. Nach monatelangem Umherirren auf hunderten Kilometern, nach dem Ertragen tausender lebloser Körper auf dem zurückgelegtem Weg, die nunmehr als Aas den gescheiterten Überlebenskampf ihrer Besitzer dokumentierten, nach unzähligen Tagen und Nächten, an denen ich entkräftet nach Wasser und Nahrung lechzte, war es genau dieser Ort und dessen Wandlung, dem es gelang, meinen Willen zu brechen, den ich die gesamte Zeit aufrecht zu erhalten versuchte. Dieser Ort war der Fleck, an dem ich einst behütet meine Kindheit verbrachte. Eine Kindheit inmitten prunkvoller Fassaden, Fassaden, die nun - Jahre später - vom Regen zerfressen, von Pflanzen umschlungen und von Kakerlaken bewohnt wurden. Ich erkannte sie wieder, diese Fassaden, Ritze für Ritze und Stein für Stein, und doch waren sie mir so fremd geworden... Wir waren so naiv. In diesem Moment sackte ich noch weiter in mich zusammen, spürte den pochenden Herzschlag in meiner Brust und

lauschte dem Wind, der mittlerweile lauter geworden war.

“Höchste aller Rassen” nannten sie sich, “Höhepunkt der Evolution”, “Krone der Schöpfung”. Die Menschheit gab sich viele Namen. Namen, die nichts weiter waren als Schall und Rauch und hohle Phrasen, welche die einzigen beiden Gemeinsamkeiten waren, die zu ihren Namensträgern bestand. Ich war einer von ihnen. Und einer von jenen, die den schleichenden Krieg zwischen Mensch und Natur überlebten und nun über die ganze Erde verstreut durch die Trümmer ihrer einst prachtvollen Existenz liefen, einzig und allein angetrieben vom Überlebenswillen und der leisen Hoffnung auf eine bessere Zukunft. So, wie es sich für die Krone der Schöpfung gehörte. Ein leises Kichern verließ meinen Mund. Während ich so vor mich hin gluckste, fanden Tränen den Weg zu meinen Lippen. Sie schmeckten salzig.

Dabei war das Ende schon seit langer Zeit so absehbar. Mit jedem Atemzug fanden Unmengen Gift den Weg in die Lungen von Mensch und Tier, Meere waren leergefischt, Wälder vernichtet, ganze Landstriche verseucht. Sie nannten es Zivilisation, sie nannten es Unterwerfung, sie nannten es Erfolg. Sie schafften Platz für prächtige Bauten, riesige Fabriken und wahnwitzigen Luxus. Sie hatten bereits so viel und dachten nicht daran, aufzuhören, sie verloren sich in Wünschen und Illusionen. Irgendwann besaßen sie nichts mehr. Es war nichts mehr da. Keine Ressourcen, kein sauberes Wasser, keine Nahrung, und die Luft, die vorhanden war, versorgte einen Menschen nur noch einen Bruchteil seiner tatsächlich möglichen Lebensspanne – danach war der entstandene Schaden größer, als der von ihm doch so dringend benötigte Sauerstoff von Nutzen war. Bluteten sie zunächst für Erdöl und Diamanten, für Macht und für Reichtum, so kämpften sie nun um ein Stück trockenes Brot. Arme und Reiche, Männer, Frauen und Kinder, sie alle verfielen einem irrsinnigem Wahn und nutzten jedes erdenkliche Mittel, sich die Dinge zu beschaffen, die sie zu beschaffen brauchten. Die Welt versank im Chaos. Und die Menschheit in ihm annähernd ganz. Sie hatte sich selbst fast vollkommen ausgelöscht.

Ein durchdringender Schrei schreckte mich aus meinen Gedanken. Es war ein Adler, der am Himmel seine Runden drehte. Seine erhabenen Schwinge weit ausgebreitet, segelte er von Wolke zu Wolke und schließlich von dannen. Ich seufzte. So wie der Vogel kontinuierlich seine Runden drehte, so musste auch ich weitermachen. Es gab keine andere Wahl. Langsam richtete ich mich auf, nahm noch einmal tief Luft und taumelte davon.

Relikte der Vergangenheit

Dem Griff der Erde entronnen flog die Raumfähre durchs schwarze Nichts. Hunderte Solarplatten sogen unermüdlich die Energie der Sterne auf, um die Menschen im Inneren am Leben zu erhalten. Eingefroren schliefen sie in ihren Eiskanistern und warteten auf ihre Ankunft an einem bisher unbekannten Ziel.

Nur eine Maschine blickte hinaus in die Unendlichkeit. Ein Dutzend Kameraaugen versuchten jeden Winkel des Universums zu erhaschen und in Bildern zu speichern. Beinahe intelligent wertete die Maschine die Bilder aus und suchte nach Spuren von Wasser und Luft.

Eine andere hielt die Menschen am Leben und hortete ihren Wissensschatz. Das Wissen mehrerer

tausend Jahre war in den Computern gespeichert. Kriege, Hungersnöte, Umweltkatastrophen und am Ende ein abgeernteter Planet am Rande des Untergangs.

Wie viel Zeit seit dem Start vergangen war blieb ungewiss. Es können Monate, Jahre aber auch Jahrhunderte vergangen sein. Das Schicksal der Erde stand nirgendwo geschrieben. Nach einiger Zeit und tausenden zurückgelegten Meilen schrillte eine Alarmglocke durch die Raumfähre. Nicht, dass jemand wach gewesen wäre, der es hätte hören können, aber mehrere Apparaturen machten sich an die Arbeit und schmolzen die Eisbehälter der Crew.

Langsam erwachten die Menschen aus ihrem tiefen Schlummer. Verträumt wankten die ersten zum Steuerpult und blickten durch eine Glasscheibe auf das Sternennfirmament. Ein riesiger Planet schwebte sich vor ihnen. Der größte Teil bestand aus Wasser, aber inmitten dieses gigantischen Meeres lag ein einzelner Superkontinent. Alle Landflächen waren zusammengewachsen, wie die Erde vor über 64 Millionen Jahren.

Die äußere Schicht der Raumfähre begann zu glühen, als der Koloss in die Atmosphäre eintrat und zum Boden schoss. Das Gefährt landete unter lautem Dröhnen aus einer Grasebene.

Eine Luke öffnete sich in der Seitenwand und etwa 200 Menschen strömten nach draußen. Sie genossen die frische Luft und viele von ihnen sahen zum ersten Mal einen richtigen blauen Himmel ohne graue Abgase und Smog. Die Lichtung, auf dem das Raumschiff stand, war von tausenden uralte wirkenden Bäumen umgeben.

Zwischen braunen Stämmen und leuchtend grünem Laub huschten kreischend mehrere Schemen umher. Verschieden große Vögel flogen am blauen Firmament.

Mehrere LKWs fuhren aus der riesigen Raumfähre und luden große Wohnblöcke ab.

Eine Stimme ertönte aus einem Lautsprecher: "OK, hier wird unsere erste Siedlung entstehen!"

Die vorgefertigten Wohnblöcke wurden auf- und nebeneinander gestapelt und befestigt, sodass daraus ganze Häuser entstanden. Als die Sonne dieses Planeten den Horizont berührte und den Himmel rot und gelb färbte, stand bereits eine kleine Stadt.

Strom lieferten dicke Kabel, welche vom Raumschiff zu den einzelnen Häusern führten.

Am nächsten Tag wurden Solarplatten auf den Gebäuden montiert und das Raumschiff nach und nach abmontiert. Die Wege bestanden nun aus inzwischen plattgetretenem Gras, auf denen die Menschen umhereilten und beim Aufbau der Stadt halfen.

Als die Sonne ihren Höhepunkt erreichte, wurden alle zum zentralen Platz in der Stadtmitte gerufen.

Vor dem Rathaus am Ende des Platzes war eine Metallbühne errichtet worden. Ein Mann im schwarzen Anzug stand dort vor einem Mikrofon und wies etwa 50 bewaffnete und mit schwarzer Schutzausrüstung bekleidete Polizisten an, sie auf dem Platz um die Menschenmenge herum zu verteilen. Der Mann trat ans Mikrofon und hob die Arme.

"Ich heiße euch willkommen auf unserer neuen Welt! Mein Name ist Mike Salemi und ich bin von nun an euer neuer Chef."

Die anwesenden Leute tauschten fassungslose Blicke untereinander aus. "Ich dachte, wir wählen demokratisch", rief jemand zornig.

"Es gibt keine Demokratie mehr", rief der selbsternannte Herrscher. "Buuuh!"

"Diktator!" Die aufgebrachte Menge stürmte auf die Bühne zu, doch die Polizei wehrte den Ansturm ab, in dem sie die Menschen niederknüppelten und ihnen Tränengas ins Gesicht spritzten.

"Nennt es wie ihr wollt", rief Mike Salemi. Dann flüchtete er ins Rathaus. Er beachtete die Schreie der Menschen nicht weiter und kümmerte sich um das Erarbeiten neuer Gesetze. In den nächsten Tagen wurden in allen Häusern Kameras installiert. Jeglicher Widerstand würde zunächst mit einer

Gefängnisstrafe enden. Wenn das nicht reichen sollte, würde der Diktator härtere Strafen anwenden müssen.

In der Nacht schlich eine dunkle Gestalt über die grasbewachsenen Wege Richtung Rathaus. Mike Salemi hatte eine nächtliche Ausgangssperre verhängt, daher musste die Gestalt sich immer wieder nach Wachen umsehen, und verhindern, dass er entdeckt wurde. Sein Name war Luke Westfield.

Er hatte nach den gestrigen Übergriffen durch die Polizei einige blaue Flecken abbekommen und seine Augen juckten immer noch, seit er eine Ladung Tränengas abbekommen hatte. Allerdings konnte er einem Polizisten eine kleine Pistole vom Gürtel ziehen und unbemerkt mit ihr verschwinden. Luke wusste, dass bald nach der Pistole gesucht werden würde, also beschloss er, seine Chance zu nutzen, um den Diktator zu stürzen, bevor er ihn erwischte. Luke schlich hinter das Rathaus, wo sich offenbar ein Dienstboteneingang befand.

Neben der Tür standen mehrere Mülltonnen im Gras. Luke nahm zwei stabile Metalldrähte und fummelte im Türschloss herum. Nach wenigen Minuten klickte es und die Tür sprang auf.

Luke schlich in einen dunklen Gang und schaltete eine Taschenlampe an. Er leuchtete direkt auf mehrere Gitterstäbe, welche ein Weiterkommen unmöglich machten. "Verdammt", fluchte Luke leise und schlich zurück zur Tür, welche er vorhin hinter sich verschlossen hatte.

Plötzlich flutete gleißendes Licht den Flur und Luke schlug sich geblendet die Hände ins Gesicht. Es gab allerdings keinen Alarm, nur eine Computerstimme sprach in den Raum hinein:

"Eindringling identifiziert: Luke Westfield. Alter 28. Geboren in Birmingham, England. Lebte bis 2033 in Berlin. Bewerbung für Neubesiedlung am 28. Januar 2033. Familienstand: ledig." Als Lukes Augen sich langsam an das Licht gewöhnten, sah er Mike Salemi mit zufriedener Miene vor dem Gitter stehen.

"Herr Westfield, schön sie zu sehen. Wir haben sie bereits mit einer Drohne beobachtet. Ich muss sagen, ihre Schleichwege waren faszinierend. Nur dumm, dass sie in diese Falle getappt sind."

Luke zog seine Pistole und hielt sie dem Diktator entgegen. "Ja, drück ruhig ab", forderte Mike ihn auf, "eine andere Drohne hat die Waffe bereits unschädlich gemacht."

Luke betätigte den Auslöser, doch es klickte nur. Wütend warf er die Pistole zu Boden, während Mike Salemi lachte. Nach kurzer Zeit wurde er wieder still und nahm ein kleines Funkgerät zur Hand.

"Es geht los", sprach Mike hinein und verschwand im Gang.

"Hey, warten sie...", begann Luke, doch im nächsten Moment wurde die Tür hinter ihm mit einem lauten Knall aufgestoßen und zwei schwarzgekleidete Polizisten schnappten ihn. Sie zerrten ihn zurück nach draußen. Mike versuchte sich zu wehren, in dem er um sich schlug und den Polizisten Beleidigungen entgegenschrie. Dann traf ihn etwas Hartes am Kopf und er verlor das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, sah er einen weißen Mond über sich am schwarzen Nachthimmel hängen. Die Bäume und der Boden um ihn herum wurden von seinem Licht schwach erhellt. Plötzlich sah Luke eine Taschenlampe vor sich aufleuchten.

"Luke Westfield, ihr seid wegen versuchten Mordes verhaftet worden." Als nächstes hörte er ein klicken. Jemand hatte eine Pistole entsichert und versuchte nun offenbar ihn zu töten. Luke stolperte nach hinten und hastete panisch in den Wald. Ein Schuss war zu hören, doch er ging daneben.

"Hiermit verbannen wir euch aus unserer Gemeinschaft, Luke", rief eine Stimme. Dieser hastete weiter durch den Wald und fragte sich, ob sie ihn wirklich am Leben lassen würden, oder ob sie nur mit ihm spielten. Immerhin könnte er ja einen Sender unter der Haut haben.

Plötzlich blieb sein Fuß an einem Ast hängen und Luke fiel hin. Er landete in einem Busch und versuchte seinen Fuß, welcher sich irgendwo eingeklemmt hatte. Während Luke sich langsam erhob, bemerkte er plötzlich etwas am Boden des Busches. Er hatte auf einem Fossil gelegen, ein Relikt aus ferner Vergangenheit.

"Das gibt es doch nicht", entfuhr es Luke. Auf dem Boden lag ein länglicher zerbrochener Stein.

Etwas war in das Gestein eingemeißelt, doch es war nicht mehr vollständig erhalten.

Einzelne Teile waren heraus gebrochen, aber dennoch formten die einzelnen Teile ein Wort: B r in.

Regierung der Zukunft

Ich erwachte in einem seltsamen Land, es war so anders als mein Deutschland das ich eigentlich regierte, in diesem Land gab es keine Autos die mit ihren Gasen die Umwelt verschmutzten alles war sauber. Sogar der Müll war noch sorgfältiger getrennt, ich lief auf einer Strasse aus Glas entlang eigenartig wie alles verchromt ist, selbst die Menschen trugen silberne Kleider. Ich erkannt das Gebäude am Ende der Strasse sofort , zum Glück hatte es sich nicht verändert. Die Schönheit des Reichstag blendete mich und ich sah eine Statue von mir davor stehen

ANGELA DOROTHEA MERKEL "RETTERRIN DES EUROS"

GEBORENE KASNER

GEBOREN 17.Juli.1954 GESTORBEN 19.August 2025

Ich erstarrte als ich mein Todesdatum sah, ich ging in den Reichstag hinein und was dort war überraschte mich,wer die neue Bundeskanzlerin war, zwar alt aber vital.Ich fragte sie: " Frau Eva Lohse sind sie es wirklich? "

Die alte Frau antwortet " Ja ich bin es,willkommen in ihrer Zukunftsvision Frau Merkel,falls sie ihre Todesart wissen wollen oder wie Deutschland jetzt regiert wird , kann ich ihnen gerne weiterhelfen.

Deutschland wird mittlerweile nur noch von Frauen regiert , da die Männer sehr zu Korruption neigten und einen Attentat auf sie planten..

Ich bin seit ihrer Amtszeit bis 2025 hier Bundeskanzlerin und vorsitzende der CDU, sie wurde durch den Ex-Außenminister von Guido Westerwelle beendet der sie vor dem Reichstag tötete,ich wurde berufen um sie zu vertreten für immer und es gelang Deutschland hat sich verändert und keiner stirbt da ein Bürger im Jahre 2024 das Elixier des ewigen Leben entdeckt haben ." Merkel sprach erstaunt: " So sollte Deutschland schon immer sein ohne Männer aber ich merke das ich gleich erwachen werde und als erstes Guido Westerwelle anrufen werden.

Ich erwachte und wählte sofort seine Nummer er nahm an:

GUIDO WESTERWELLE : Angela,was willst du morgens um 3Uhr

Merkel: Nur das du kein Attentat auf mich planen sollst sonst wird es dir Schlecht ergehen.

GUIDO WESTERWELLE : Was???

Ich erinnert mich wieder an den Traum und dachte:" Deutschland ist pefekt!"

U-Bahn

An diesem Tag hatte Ann ihre Schwebeschuhe an den ihnen zugewiesenen Platz stehen gelassen und ihre Wohnung auf die altmodische Art verlassen, also auf in einfache Straßenschuhe gebetteten Füßen. Sie bereute diese Entscheidung kein Stück, auch wenn sie das vor manchen ihrer Kommilitonen ungern zugeben würde. Ihr Stand auf dem schwebenden Schuhwerk war immerzu unsicher und für die paar Minuten, die sie sich auf den Dingen sparte, wollte sie kaum mit der ständigen Angst zu fallen kämpfen.

Manche Dinge änderten sich wohl nie. Selbst auf der Universität gab es noch die coolen Kids, wie Ann sie schon zu genüge in ihrer Schulzeit zu lieben gelernt hatte, die sie für derlei unschickliches Schuhwerk und ihre Meinung über die doch ohne Zweifel ästhetischeren und nützlicheren Fortbewegungsmittel belächeln würden. Nun gut, sollten sie. Mit einem solchen Menschenschlag gab sich Ann sowieso nicht ab und Kritik von intoleranten Individuen perlte einfach an ihr ab wie Wasser an einer Regenkuppel. Die hatte sie an diesem Frühlingsmorgen ebenfalls in ihrer handlichen Kapsel auf dem Tisch liegen lassen können, denn statt düsterer Wolken zeigte bereits zu dieser frühen Stunde die Sonne, zumindest schwach lächelnd, ihr freundliches Gesicht.

Vor ein paar Tagen hatte das noch ganz anders ausgesehen. Als das laute Heulen holografischer Drachen und derlei neonfarbener Farbenspiele den Himmel in der Silvesternacht erfüllt hatten, um mit feierlichem Getöse das neue Jahr zu begrüßen, hatten düstere Wolken und kalter Regen immer wieder versucht die gute Stimmung der ausgelassenen Menschen zu trüben. Ann hatte damals den Schutzreif, der ihren Alkoholpegel überprüfen sollte, abgelegt und sich auf ein wahres Trinkgelage mit ihren Freunden eingelassen. Als sie die hellen bunten Lichter am dunklen Nachthimmel aus müden Augen und mit getrübttem Geist betrachtet hatte, war es ihr so erschienen, als würde das neue Jahr 2300 das Versprechen einhalten, das ein jeder 1. Januar seit Jahrhunderten zu geben pflegt. Als würde sich diesmal etwas ganz entscheidend verändern. Doch im Endeffekt blieb stets alles beim Alten, so wohl auch die nur zu oft romantisierenden Vorstellungen der Menschen, die Ann in jener Nacht scheinbar übermannt hatten.

Nun, nur wenige Wochen später, war von der Euphorie nichts mehr zu spüren und wenn das Mädchen ehrlich war, graute ihr vor ihrem ersten richtigen Tag als Studentin, seit sie an einer furchtbar langweiligen und wenig informativen Informationsveranstaltung teilgenommen und dort einen kurzen Blick auf ihre Kommilitonen erhascht hatte. Die üblichen, hochnäsigen Kinder reicher Eltern und verschüchterte oder rebellisch wirkende Außenseiter. Alles würde beim Alten bleiben. Ann hatte das Gefühl, als hätte sich diese böse Vorahnung nicht in ihrem Kopf, sondern in ihrem Magen manifestiert, wo sie nun fröhlich für ein unangenehmes Ziehen sorgte und ab und zu dem schutzlosen Herzen des Mädchens einen Tritt verpasste, auf das es schneller schlug. Selbst der schöne Anblick der ersten Frühlingsblumen, vermochte sie nicht aufzuheitern. Stattdessen störten Ann die Schatten der Autos, die immer wieder die Sonne verdeckten während sie in zwei dutzend Meter Höhe in Scharen über ihren Kopf hinwegrasten. Die Menschen waren auf dem Weg zur Arbeit oder konnten schlichtweg ihren fahrbaren Untersatz nicht in der Garage stehen lassen. Da raste man doch lieber mit 200 km/h zum Bäcker, um dort lächelnd frische Brötchen und ein Stück Kuchen zu kaufen. Und das zum Frühstück! Manchmal fragte sich Ann, wie all die schönen Blumen und das saftige, grüne Gras überhaupt wachsen konnten, wo die Fortbewegungsmittel der Menschen ihnen doch täglich zu Tausenden die Sicht auf die Sonne versperren. Natürlich drangen die Strahlen der hell leuchtenden Scheibe immer mal wieder bis auf den Erdboden, doch diese ständigen Unterbrechungen konnten doch nicht gut sein, wenn man sich von Licht ernährte! Unbeeindruckt dessen, wuchsen Gräser und Blumen dennoch zuhauf abseits der Wege, die für die Wenigen angelegt waren, die sich doch noch wie Ann auf ihre eigenen Füße verließen. Manchmal kroch sogar grünes Efeu an den Wänden verlassener Häuser hinauf und verpassten der verrottenden Fassade einen stilvollen, grünen Anstrich.

Als Kind hatte Ann gern nach solchen Gebäuden gesucht und sich vor allen Dingen an den oft

beschädigten Fenstern erfreut. Die Risse in dem Glas hinderten die von Ingenieuren ach so perfekt integriert und geplanten chemischen Reaktionen aus irgendeinem Grund daran, komplett abzulaufen. Die Fenster schwärzten sich nicht, sobald die Sonne im Tiefschlaf versunken war und somit hellten sie natürlich in den frühen Morgenstunden auch nicht wieder auf. Bei diesem Prozess sollten sich eigentlich kleine Poren in dem Spezialglas öffnen, um sogleich für die richtige Belüftung zu sorgen. Stattdessen zeigte sich nur ein buntes Farbenspiel rund um den Riss herum, als hätte sich dort das Polarlicht verfangen. Ann hatte immer verstehen wollen, wie es dazu kam. Erst, als sie sich in ihrer Schulzeit näher mit Chemie beschäftigt hatte war ihr aufgefallen, dass das Wissen den Zauber aus der bunt schimmernden Scheibe saugte und sie hatte sich furchtsam von diesem Thema abgewendet. Irgendwie erschien ihr das ironisch, war sie doch nun auf dem Weg zur Universität, um ihr Physikstudium anzutreten.

Ein aufdringliches Kribbeln an ihren Füßen riss Ann aus ihren immer unsicherer werdenden Gedanken. Der erste Schreck ließ schnell nach und machte einer gereizten Genervtheit Platz. Obwohl er sie nicht verletzte, mochte Ann den automatischen Laser überhaupt nicht, der ein paar Mal im Monat weitläufig über den Boden glitt und dabei in sekundenschnelle ausschließlich die Zellen des Grases durchtrennte und es so zurecht stutzte. Wenn er durch ihre Füße fuhr juckten sie kurz darauf jedes Mal, als habe sie eine Mücke gestochen. Ann musste kurz stehen bleiben und sich ihrer Schuhe entledigen, damit sie durch Kratzen den widerlichen Juckreiz vertreiben konnte. Zumindest schien es nicht nur ihr so zu gehen. Mit empörten Gequake flatterten nur wenige Meter entfernt Enten auf, glitten ein paar Meter über den Boden hinweg und landeten dann zaghaft etwas weiter entfernt von dem künstlich angelegten Teich, von dessen Ufern aus sie sich zuvor erhoben hatten. Eine der Enten veranlasste Ann dabei dazu, gleich noch etwas länger stehen zu bleiben. In dem flackernden Licht der Schatten werfenden Autos leuchteten die braunen Federn in schwachem Neongrün, sodass das Tier aus der Gruppe deutlich hervorstach. Obwohl Ann mit einem transgenen und dadurch fluoreszierenden Hund zusammenlebte war sie dennoch sofort fasziniert. Ein solches Wesen in freier Wildbahn zu sehen war immerhin etwas ganz Anderes, eine Besonderheit. Jedermann konnte sich eine im Dunkeln leuchtende Ratte halten, aber wann sah man schon einmal eine solche außerhalb menschlicher Obhut?

Sie schnürte ihre Schuhe zu, ohne den Blick von dem untypischen Tier abzuwenden, obwohl es sich in keiner Weise außergewöhnlich verhielt. Wäre es nicht ihr erster Tag gewesen, dachte Ann wehmütig, wäre sie möglicherweise an Ort und Stelle stehen geblieben und hätte den Alltag der Ente beobachtet, bis der Hunger sie nach Hause getrieben hätte. Einzig die Tatsache, dass das Studium ihr Tür und Tor in die Forschung öffnen wurde verleitete sie schließlich doch dazu ihren Weg fortzusetzen.

Als nach weiteren zehn Minuten Fußmarsch die Teleporterhalle in Sicht kam, war Ann fast schon zu spät. Wie üblich standen die Menschen Schlange, um eine kurze Reise per Teleport unternehmen zu können und wie üblich schrumpfte diese genauso schnell wieder, wie sie wuchs. Wenngleich das hohe, silberfarbene und von Fernstern regelrecht durchlöchernte Gebäude in ihren Augen einen ziemlichen Schandfleck darstellte, hätte Ann doch viel dafür gegeben, wenn sie sich bei all den gut angezogenen Geschäftsmännern einreihen und einen Teleporter hätte nutzen können. Es war schlichtweg die schnellste und komfortabelste Art, zu reisen. Natürlich auch die teuerste und als solche Bestverdienern und Sparwütigen vorbehalten. Der Semesterbeitrag, den Ann mühselig zusammen gekratzt hatte, genügte hingegen nur für ein Ticket für die alte verdreckte U-Bahn, deren Treppen sie nur widerwillig hinunterhuschte, vorbei an mit Graffiti beschmierten Wänden. Zusammen mit gefühlten tausend anderen Passagieren musste sie sich durch die geöffneten Türen der U-Bahn schieben, die bereits abfahrtbereit stand. Es reichte nicht für einen Sitzplatz, jedoch konnte Ann von ihrer Position aus zumindest aus dem Fenster blicken.

Als die Bahn anfuhr, ging ein Ruck durch das ganze Abteil und einige Personen verloren beinahe den Halt. Kurz darauf schossen Wände aus Schwarz an den Fenstern vorbei, nur ab und an erhellt

von kleinen Lichtern. Ann beachtete den Ausblick kaum. Er war ihr nur allzu bekannt und außerdem stieg ihre Nervosität mit jedem Meter, den die Bahn zurücklegte.

Eine halbe Stunde lang musste sie sinnlose Diskussionen, zu laute Musik und vor sich hin meckerte Rentner ertragen, bevor die Bahn endlich an der Endstation, hielt und Ann wieder künstliche, aber dennoch frische Luft atmen konnte. Als sie ausstieg konnte sie durch die gläserne Kuppel, die den gesamten Planeten umgab, die leuchtenden Sterne in der schwarzen Weite des Universums erkennen. Die Erde glänzte blau und grün in scheinbar greifbarer Nähe.

Laut quietschend machte sich die Universum-Bahn in ihrem Rücken wieder auf den Weg in Richtung des blauen Planeten. Ann hatte sie schon früher nutzen müssen, um zu ihrer Schule zu gelangen und war dem alltäglichen Gedränge somit lange überdrüssig. Als sie ihr Abschlusszeugnis in den Händen gehalten hatte, hatte sie gehofft, dies endgültig hinter sich lassen zu können. Doch manche Dinge änderten sich wohl nie.

Spieluhrenklang

Der Mond, der sich in jener Nacht nicht schüchtern hinter einem Wolkenschleier versteckte, sondern die Erde mit kritischer Miene beäugte, stand schon lange am Firmament und tauchte die Hochebene in ein furchterregendes und kaltes Licht. Eigentlich vermochte man geglaubt haben, dass der Schatten der Nacht, verbunden mit dem weißen Leuchten, eine beruhigende Atmosphäre erschaffen würde, die selbst einen Krieger, der einen qualvollen Tod gestorben war, in einen letzten ehrenwürdigen Gang gen Jenseits geleiten würde. Doch so war es nicht.

Wohin man auf diesem Kriegsfeld auch blickte, so sah man stets in die blutdürstigen Augen des Gevatter Tod, der sich nahm, was er begehrte. Die Krieger, die bei Anbruch des Tages die letzte Schlacht bestritten hatten, lagen nun verstümmelt und blutbesudelt auf dem Boden, von Ruhm oder gar Frieden fehlte jegliches Zeichen. Ihre Waffen ruhten verstreut zwischen den Leichnamen der zuvor noch so siegessicheren Soldaten, doch ihr Vorhaben scheiterte kläglich. Nun war die Lichtung lediglich ein Spiegel des Tieres, das gewaltsam an sich riss, was immer es auf dem blauen Planeten zu holen gegeben hatte. Wie viele mögen es wohl gewesen sein? Es würde nicht reichen. Das unverhinderbare Ende war mit jedem Pistolenschuss, mit jedem Nachladen und mit jedem gefallenen Soldaten stärker geworden.

Das einzige, was Ruhe zwischen die tobenden Fronten gebracht hatte, war die eine Schere, die den Lebensfaden jedes einzelnen genussvoll getrennt hatte.

Um den Rand dieser Hochebene erhob sich eine gigantische, in Falten gelegte Steinstirn, deren zornige Kanten einen pechschwarzen Schatten über die Verdammten warfen, der sie zu verschlingen schien.

Unendlich ruhig war es geworden, dort, wo Stunden zuvor noch Kanonenschüsse und das Rollen von Panzern erklangen war. Dort, wo man glaubte, dass der Himmel von dem tobenden Lärm des Gefechts erschüttert werden würde und in sich zusammenbrechen möge.

Nicht ein leises Atmen war zu hören, vergebens wartete man darauf, dass das Herz eines Gefallenen wieder zu schlagen beginnen würde.

Unvorhersehbar stieg eine weiß gekleidete Gestalt vom Himmel herab, die manch einer sicherlich für einen Engel gehalten hätte, doch war es keiner.

Es war ein Kind, das - wie so viele andere - versucht hatte, diesen Krieg zu verhindern und Millionen vor dem Untergang zu bewahren. Die Jüngsten unserer Welt, so sagte man, würden sehen, was Erwachsene in ihrer von Geiz geblendeten Wahrnehmung übersehen würden. Sie hatten gesehen, dass sich diese Welt unwiderruflich ihrem Ende näherte, schon damals, als vor nunmehr 50 Jahren eine Auseinandersetzung zwischen den Ländern des östlichen Europa tobte. Fünf Jahrzehnte später waren diese kleinen Streitereien zu einem derart menschenvernichtenden Kriegsinferno übergegangen, dass die Flammen der Zerstörungswut den ganzen Erdball niederbrannten und das

verzweifelte Schreien Unschuldiger das ganze Firmament füllte. So sehr, dass man Schreie vom anderen Ende der Welt hören konnte. So sehr, dass Leib und Seele davon erschüttert wurden. Es war, als schwebte dieses kleine Leben mit der Leichtigkeit einer Feder. Genauso elegant und zierlich näherte sie sich auch jener Stelle des Schlachtfeldes, an der der letzte Verbliebene zugrunde gegangen war. Geräuschlos tippten die kleinen Zehenspitzen auf der von Blut getränkten Stelle auf, ehe der ganze Mensch zum stehen gekommen war. War es wirklich ein Mensch, wenngleich es auch kein Engel war?

"Vater?"

Eine helle und melodische Stimme durchbrach plötzlich die Stille, die scheinbar dem Kind gehörte.

"Vater, warum schickst du mich hierher?"

Kam man dem Wesen näher, so sah man, dass es ein Mädchen war, kaum älter als sechs Jahre. Ihre bleiche Haut bildete einen wunderschönen Kontrast zu den pechschwarzen Haaren. Inmitten des von Gott geschaffenen Gesichtes zierten zwei Saphiraugen seine weichen Züge und verliehen dem flügellosen Nachschmetterling etwas Liebenswertes, etwas, was die Menschen dazu verleitet hätten, es zu beschützen.

Ihre blauen Augen suchten das Firmament ab, noch war nicht gewiss, nach was sie suchte, so schnell haschten ihre Blicke über diesen tintenfarbenen Sternenozean.

"Sieh mich an, mein Kind", forderte eine fernklingende Stimme, die einem alten und vom Leben geprägten Mann hätte zugeordnet werden können.

"Vater! Vater! Ich sehe dich nicht!"

Panik mischte sich mit dem ruhigen Klang der Mädchenstimme.

"Dreh dich, mein geliebtes Kind."

Als sie sich rasch umdrehte, fanden ihre müden Seelenspiegel das, was sie gesucht hatten - den Mond.

"Warum, Vater", seufzte es fragend, "warum hast du mich hinab zu meiner toten Mutter geschickt? Dieser Anblick kränkt mich so sehr..."

Das kraterhafte Mondgesicht schien seine Tochter zu beäugen, denn die tiefen und markanten Kraterflächen verschwanden auf einmal, als würde er sich drehen um seinem eigen Fleisch und Blut zuzusprechen und es zu beruhigen.

"Keine Angst, Titania, ich bin mir sicher, dass du wissen wirst, warum."

"Nein", erwiderte Titania, "ich weiß es nicht, Herr Papa."

Stille.

"Unsere Vorfahren pflegten sich einst zu erzählen, dass ich aus einem Teil deiner Mutter bestehe, Gaia. Als ich geboren wurde, war ich ein kleiner Komet, der auf der Suche nach Liebe jene Galaxie durchquerte und dabei vor blinder Einsamkeit mit Gaia, deiner und deiner Geschwister Mutter, zusammenstoß. Sie schenkte mir einen Teil ihres Lebens und einen Platz am Himmelszelt, an welchem ich von dort an jede Nacht erstrahlen durfte. Ein Teil dieses Lebens ist noch immer in mir vorhanden, Titania. Und ich möchte, dass du es freigibst, und deinen Brüdern und Schwestern neues Leben schenkst."

Das schöne Kind erstarrte und das Meer, das ihren unendlich blauen Augen inne zu wohnen schien, drohte überzulaufen. Tränen liefen ihre pfirsichfarbenen Wangen hinunter, ehe sie von ihrem Kinn hinabtropften und auf ihrem weißen Kleid zur Ruhe kamen und versickerten. Sie versuchte sich eilig mit den Knöcheln ihrer Zeigefinger die salzige Trauer wegzustreichen, doch für jede Träne, die sie wegwischte, flossen zwei nach.

"Warum gibst du dein Leben für etwas Unbedeutendes wie uns Menschen her? Wir haben so viele Fehler gemacht, nun sind alle, die wir einst liebten, tot."

Ein Schluchzen entrang sich ihrer Kehle und sie sank kraftlos zu Boden. Ihre Knie ruhten auf dem blutigen Boden, während ihre Hände ihr Anlitz verbargen und den Hall der Schmerzensschreie

eindämmten.

"So weine nicht, Titania! Ich liebe dich, genauso wie ich deine Mutter und unsere Söhne und Töchter liebe."

"Vater...", schluchzte das Kleine in ihre Handflächen, "du darfst es nicht tun..."

"Warum, Titania? Warum darf ich deiner Mutter nicht das Leben zurück geben, das sie mir einst aus Liebe geschenkt hat?"

"Weil es nie aufhören wird, Vater. Nie wird es vorbei gehen, dass eine Mutter ihren Mann und ihre Söhne beweinen muss. Nie wird es vorbei gehen, dass Kinder durch die gewaltsame Hand von Söldnern umkommen. Nie wird diese Blindheit aufhören, du kannst ihnen nicht die Augen öffnen, sie werden nie sehen und - "

Unerbittlich sprudelten die Worte aus dem Mund des Sprösslings, der einem erwachsenen Mann kaum bis zur Hüfte gereicht hätte.

"Ich lege diese Welt in deine Hände, Titania."

Ihre Hände verbargen nicht mehr länger ihr Gesicht, ihre trauergeplagte Körperhaltung löste sich und sie erhob sich.

"Was meinst du, Vater...?"

"Das ganze Leben", lachte der Vater, wie ein alter Mann, der alleine denn Sinn seiner Worte verstand, "welches mich zu dem machte, was ich heute bin. Ich habe in meinem Leben so viel gesehen, dass ich müde von den Jahren bin. Ich will nun endlich meinen wohlverdienten Schlaf bekommen."

"Vater, das -", schluchzte Titania.

"Weine doch nicht mehr, Kind, es wird alles gut. Öffne deine Handflächen und strecke sie mir entgegen. Empfange mein Geschenk!"

Sie gehorchte aufs Wort und hielt ihre von Tränen benetzten Hände dem Mond hin, wartend auf etwas, das sie nicht erraten konnte.

Ihre Fingerspitzen fingen blaues Feuer, doch brannte es nicht. Es glühte und pochte, wie ein Herz, das in ihre Obhut gelegt wurde und als es erlosch fand Titania eine kleine Holzbox, die weiß lackiert worden war, vor. Von außen war sie mit weißen, geschwungenen Ornamenten versehen und an der rechten Seite war eine Kurbel aus purem Gold angebracht.

"Es ist eine Spieluhr, mein Kind, drehst du an dem Hebel und öffnest den Deckel, nachdem du den Verschluss gelöst hast, so wird zugleich mein Lebenslicht verglimmen und der Mensch wird ein neues Leben beginnen. Ihr fangt noch einmal von vorne an."

Lange beäugte das kleine Mädchen dieses Kästchen, in dem das Schicksal der gesamten Menschheit schlummerte.

Ihren Zeigefinger legte sie auf den Knopf, den sie drücken musste, damit sich der Riegel im inneren öffnete und sie die Dose öffnen konnte. Immer wieder kreiste ihre Fingerkuppe in nachdenklichen Bahnen auf dem Vorsprung, doch sie wurde sich nicht bewusst, mit welchem Grund der Mensch das Leben verdient hätte. Nicht die Liebe war es wert gewesen, Kriege zu beenden, nicht die Zukunft war es wert, das zu vergessen, was einst war.

Deshalb geschah es, dass jenes kleine Mädchen die Spieldose niederlegte und wenn auch zögernd auf sie eintrat. Die Melodie, die gewartet hatte, endlich erklingen zu dürfen, wurde ausgelöscht.

Es wurde dunkel um Titania, alles, was sie für wahr hielt, verblasste, auch ihr Vater verschwand und redete ihr nicht mehr Mut zu, eine neue Zukunft zu beginnen.

Jenes Kind hatte uns das Leben nicht zurückgegeben, weil sie nicht vergessen wollte.

Am Ende, so sagt man, wird alles gut sein. Ist es nicht gut, ist es nicht das Ende.

Und es war gut.

Erde 2.0

Ich kneife die Augen zusammen und versuche etwas zu erkennen, doch wir sind noch zu hoch oben und dicke Nebelschleier versperren die Sicht. Ich wende mich ab und beobachte stattdessen den Sekundenzeiger meiner Armbanduhr, der langsam vorwärts kriecht. 28:39 Uhr, 29. 15. 17893 wird angezeigt und ich denke mir nicht zum ersten Mal an diesem Tag, dass ich diese Jahreszahl ab morgen nie wieder lesen werde. Meine Mutter neben mir bewegt sich im Schlaf, rutscht unruhig auf dem Sitz hin und her und murmelt etwas vor sich hin. Ich beuge mich vor, um besser hören zu können, aber alles was ich verstehe ist: „Noch so viel zu tun... Besonderer Tag.... Sachen packen... vergessen zu... besonderer Tag....“ Ja, sie hat Recht. Heute ist ein besonderer Tag. Ein außergewöhnlicher Tag. Nie wieder wird es einen solchen Tag geben und nie zuvor hat es ihn gegeben. Mein Herz pocht wie wild, als ich mir in Erinnerung rufe, was für ein Tag heute ist. Heute ist die Rückkehr. Heute ist der letzte Tag der mir vertrauten Zeitrechnung. Heute verlassen wir alles, was wir kennen, alles, was uns vertraut ist. Heute fängt ein neues Leben an. Heute kehrt die Menschheit nach Hause zurück.

Schon seit Jahren wird darüber gepredigt. Meine Mama hat es zu hören bekommen, meine Oma, meine Uroma, meine Ururoma und deren Omas bestimmt auch. „Wir werden zurückkehren.“ So lautet der Leitspruch der Hoffnungsträger, deren reden wir zu hören bekommen und deren Dokumentationen wir im Fernsehen erleben. „Wir werden uns erheben!“ sagen die Parteien, die zu den oberen in der Herrschung unseres Planeten gehören wollen. Es wird auf Märkten gepriesen, in Songs verkündet und in Bildern verewigt und jetzt ist es soweit. Ich spüre, wie sich die feinen Härchen an meinen Armen aufrichten. Wir kehren zur Erde zurück.

Ich habe alles darüber in der Schule gelernt: Vor rund 20000 Jahren entdeckten Forscher, dass die Ozonschicht der Erde (eine seltsame Blase, die um die Erde verläuft und uns wohl irgendwie mit Luft versorgen sollte- da habe ich aber nicht richtig aufgepasst) beinahe zerfallen ist. Epidemien begannen, Sauerstoff wurde knapp und ganze Länder verbrannten unter den erbarmungslosen Strahlen der Sonne. Kurzum: Die Menschheit und die Tiere waren in Gefahr. Zum Glück aber hatte man kurz zuvor einen bewohnbaren Planeten entdeckt und nun verwendete man die gesamte Energie und die knapp gewordenen Ressourcen der Erde darauf, alle Lebewesen dort hinüber zu befördern. Natürlich hatten sie damals fast gar keine Technik- waren schon auf Dinge wie Autos, die mit Windrädern laufen, stolz, wie kläglich- und es dauerte dementsprechend lange, bis es vollbracht war und wirklich alle Menschen, Tiere und möglichst viele Pflanzen dorthin gelangt waren. Milliarden und Abermilliarden von Raumschiffen hatte man gebaut und neben Lebewesen noch alles nötige zum Überleben rübergeschafft, sowie Lebensmittel und Wasser. Irgendwann hat man dann entdeckt, dass es etwas viel Besseres als Wasser gab, nämlich flüssiges Rankanium, ein Rohstoff, der mittlerweile zur Grundüberlebensausstattung gehört und den man überall findet. Benannt ist es nach diesem Typen Thomas Rankannes, der herausgefunden hat, wo es die dazugehörigen Quellen gibt. Und in den letzten 13000 Jahren wurde eine neue, bessere Ozonschicht erschaffen. Meine Klassenlehrerin hat uns davon erzählt und in den Nachrichten wurde auch ständig davon gesprochen: Die Wissenschaftler haben herausgefunden, dass.... Für unzählige Tests habe ich auswendig gelernt, welche Forscher woran arbeiten. Aber egal. Im Moment interessiert mich der alte Schulstoff nicht. Wie wohl die Schule auf der Erde werden wird? Ich kann es überhaupt nicht einschätzen. Ich schließe die Augen und lehne meinen Kopf an das Fenster, an das meine Mutter mich großzügigerweise mich setzen lassen hat. Der Versuch, etwas versäumten Schlaf nachzuholen, scheitert. Wieder und wieder schweifen meine Gedanken zur Erde ab und in meinem Kopf formen sich immer neue Bilder und Fragen. Wie werden wir dort wohnen?

Ich habe im Geschichtssektor meines Life-Pads Fotos von seltsamen Gerüsten, die aus einem Quader mit einer Pyramide darauf bestehen, gesehen. Auf Lunus ist alles ganz anders. Es ist nur ein winziger Planet, der im Schatten des Mondes der Erde gefunden wurde (daher der Name). Die Wohneinheiten höhlichten den kompletten Planeten aus und Geschäfte, Krankenhäuser und ähnliches befinden sich darüber. Mit Beamern wird man von Zimmer zu Zimmer befördert und weil so viel wie möglich virtuell abläuft, braucht niemand viel Platz. Alles läuft über die Life-Pads und frisch gewaschene Kleidung wird jeden Tag aus dem außerirdisch gelegenen Fundus angeliefert. Dadurch braucht man kaum Platz. Ich hole mein persönliches Life-Pad hervor. Bald werde ich es nicht mehr brauchen. Es fühlt sich komisch an, so lange nüchtern zu sein- auf der Erde war das ein Ausdruck dafür, keinen Alkohol- der auf Lunus bei Todesstrafe verboten ist- zu sich zu nehmen, heute heißt es, nicht an sein Pad gekoppelt zu sein. Für den Flug mussten wir es lange Zeit ausschalten und uns wurde empfohlen, möglichst wenig Zeit damit zu verbringen, doch jetzt muss ich es einfach einschalten und mir Fotos unserer Wohnung anschauen. Die Küche: Ein Raum mit einem Tisch und vier Stühlen, einem Kühlschrank, einem kleinen Geschirrrregal, sowie Mikrowelle und Kaffeekocher. Unsere empfohlene Nahrung wurde zu jeder Mahlzeit errechnet, im Weltall hergestellt und pünktlich geliefert. Jetzt sollen wir wieder selber kochen. Das wird seltsam werden. Das Bad: Reinigungseinheit und Toilette, auf 4 m². Mein Zimmer mit einer bequemen Schlafeinheit und einem kleinen Tisch für Schreib- und Zeichenaufgaben. Das Elternschlafzimmer, genauso aufgebaut wie meines, nur mit zwei Tischen und einem Doppelbett. Das Wohnzimmer mit einem Sofa und einem Bildschirm für wichtige Neuigkeiten. Zum Schluss das leere Zimmer, das mein Geschwisterchen bekommen hätte, wäre es genehmigt worden. Es waren keine freien Plätze zur Verfügung. Es ist schade, muss aber sein. Würde es nicht strikt geregelt werden, gäbe es eine Überpopulation. Es war überall eng. An der Oberfläche spazieren durfte man nur mit Genehmigung, die man so gut wie gar nicht bekommen hat. Es gab natürlich Ausflüge mit der Schule und Sporteinheiten, sowie lehrreiche monatliche Ausflüge zu den Tieranlagen, aber es war gerade häufig genug, um sich nicht gefangen vorzukommen. Doch trotz allem: auch wenn das Leben auf Lunus schrecklich klingt, hat es mir gefallen, schließlich war es mein Zuhause. Selbstverständlich habe ich mich dort wohl gefühlt. Nur jetzt, wo die grenzenlose Freiheit zum Greifen nah scheint, kommt mir unser Planet grau und eintönig vor. Nun werde ich so viele Dinge, von denen ich niemals zu träumen gewagt hätte, erleben und so viel wird sich verändern!! Alles wird anders sein...

„Sekunde!“ rufe ich plötzlich laut als mir ein Einfall kommt. Ich zupfe meine Mutter am Ärmel, bis sie erwacht und sich müde die Augen reibt. „Was ist denn?“, will sie wissen. Ich bin so aufgeregt, dass ich auf meinem Sitz herumhüpfe. „Mama“, sage ich eindringlich. „Wenn wir auf der Erde wohnen, gibt es doch sehr viel Platz für alle, oder?“ Sie nickt. „Ja, früher wohnten dort viele Milliarden Menschen, wir sind aber nur 56 Millionen.“ „Dann kann ich doch dann bestimmt endlich ein Geschwisterchen haben, oder?“ Ihr Gesicht erhellt sich. „Ja, bestimmt!“; bestätigt sie erfreut. Ich grinse glücklich. „Guck mal, da kommt Papa.“, bemerkt Mama und rutscht ein wenig zur Seite, um ihm Platz zu machen. „Hallo, meine Lieben!“, begrüßt mein Vater uns. „Wir werden gleich landen.“

Plötzlich spüre ich den Sinkflug heftiger als zuvor. Einige Leute kreischen ängstlich, als das Flugzeug am Boden aufkommt. Schnell stellen wir uns in die Schlange der Aussteigenden. Ich spüre, wie meine Eltern mich an den Händen nehmen und sich über meinem Kopf einen Kuss geben. Ich bin unendlich nervös, als ich durch die Tür trete. Im ersten Moment kann ich nichts sehen. Dann nehmen Dinge, die das komplette Gegenteil von Lunus sind, vor meinen Augen Gestalt an. ‚Unsere neue Erde‘, schießt es mir durch den Kopf. ‚Sie ist wunderschön‘ Es gibt so viele Pflanzen, die ich nur aus Büchern kenne und nehmen den Platz von Lunus’ trüben Gestein ein. Das mir unbekannte Wasser sprudelt eine Klippe herunter. Die Tiere, die ich nur in Käfigen betrachten konnte, laufen frei und ungezähmt über das weiche grüne Gras, das auf Lunus nicht wächst. Es sieht so friedlich aus, alles ist bunt und farbenfroh und es gibt so viel Unbekanntes, das entdeckt werden will, dass mir leicht schwindelig wird. Ich kann mich an der wunderschönen Weite kaum satt sehen.

Papa beugt sich zu mir herunter. Sein frischer, wie noch nie zuvor von Luft durchtränkter Atem kitzelt mich am Ohr. Zum ersten Mal kann ich sein zufriedenes Lächeln spüren. Leise wispert er die Worte in mein Ohr, die eine tolle Zukunft versprechen:
„Erde 2.0. Willkommen auf New Earth.“

Ancestors & passing diarys

23.04.2176

Eigentlich sollte ich nur als Hausarbeit über ein Jahr lang ein Tagebuch führen, so wie es Mädchen anscheinend früher zu Hauf getan haben, aber irgendwie habe ich mich so sehr daran gewöhnt, dass ich es vermisst habe, nachdem ich mein Buch abgeben musste. Also bist du von nun an das neue „Karinas Tagebuch“~

Heute ist eigentlich nicht allzu viel passiert, aber- doch, eigentlich schon! Ich habe jetzt eine neue Frisur, und sie steht mir ausgezeichnet, aber das tat meine alte Frisur auch schon. Eigentlich sehen meine Haare immer wunderschön aus, blond, geschmeidig, weich, seidig, ich könnte stundenlang so weitermachen~

xoxo

30.04.2176

Nächster wöchentlicher Eintrag~

Heute ist etwas Seltsames passiert, das Holo-Programm wurde plötzlich unterbrochen, für eine Sondermeldung über Cyborg-Aufstände. Ich verstehe die Aufstände ja nicht so ganz, immerhin wählen diese Menschen selbst, dass sie Cyborgs sein möchten, warum regen sie sich dann auf? Aber wenigstens ging es danach mit meiner Lieblingssendung weiter. Oh, und dann hat mir mein Studienkollege noch seine Handynummer gegeben <3

xoxo

03.05.2176

Wie über Nacht haben die Cyborgs den „normalen Menschen“ den Krieg erklärt, da sie aus der Gesellschaft ausgeschlossen würden. Aber momentan erscheint mir das eher wie eine weit entfernte Welle. Viel wichtiger ist mir momentan, dass ich heute ein Date mit meinem Studienkollege habe <3

Es war wirklich schwierig, etwas Passendes zum Anziehen zu finden, da ich so~ viel im Kleiderschrank habe. Letztendlich habe ich mich aber für den engen, weißen Overall mit vielen, hellblauen Accessoires entschieden, das ist grade absolut in~

xoxo

04.05.2176

Das schlimmste Date aller Zeiten. Es hat sich herausgestellt, dass er auf der Seite der Cyborgs war

und in mir nur eine reiche Geisel gesehen hat- nun bin ich eine Gefangene im Krieg. Meine wundervollen Haare wurden kinnlang geschnitten. Er meinte, sobald die Cyborgs den Krieg gewinnen, wird es eine neue Ordnung geben. Und dann werden Frauen und Männer alle diese Frisur tragen müssen. Er meinte, jeder Widerstand wird beseitigt. Alles Alte, was nicht in diese neue Ordnung passt, wird ausgelöscht. Alle Menschen werden gleich gemacht. Die alte Ära wird sterben.

Ich habe Angst davor. Und ich, meinte er, ich werde sterben, sobald meine Eltern das Lösegeld für mich bezahlt haben. Aber dieses Tagebuch werden sie nicht umbringen- hoffe ich zumindest. Irgendwie ist es Rache für meine Haare, aber irgendwie hoffe ich auch, dass irgendwer die Wahrheit erfährt, falls die Menschen diesen Kampf verlieren. Dann ist mein Tod auch nicht umsonst.

xoxo und in tiefstem Respekt,
Karin

08.09.2532

Ich war immer ein Fan des Fortschrittes. Dass die Regierung den Cyborgs überlassen wurde, die eigentlich mehr Roboter als Mensch sind, weil sie sich vom Rest der Zivilisation benachteiligt fühlten, weil ihre Körper einfach zu schwach waren, um ohne diese technische Hilfe zu überleben, fand ich cool. Auch nachdem dieses Buch aufgetaucht ist, kann ich sie irgendwie verstehen. Aber wenn ich mir die Welt dort draußen ansehe- alles ist anders, mit dem Wissen, das in diesem Buch steht. Es ist mir quasi in die Arme gefallen. Etwa vierhundert Jahre lang befand es sich versteckt in Familienbesitz, dass es noch verwendbar ist, ist ein Wunder. „Alle Menschen werden gleichgemacht.“ Die Vorstellung ist gruselig. Am liebsten würde ich sagen, dass ich etwas Besonderes bin, aber je mehr ich darüber nachdenke- alle Kinder, die im Januar Geburtstag haben, feiern am selben Tag. Alle Kinder, die im Februar Geburtstag haben, feiern am selben Tag. Und dasselbe für die anderen Monate. Erwachsene feiern gar nicht. Die Haare sind kinnlang und grade geschnitten. Alle besuchen über modernste Software dieselbe Schule. Alle Häuser sehen gleich aus. All diese Regeln gelten für „normale Menschen“. Widerstand wird beseitigt. Ehrlich gesagt- mir macht das etwas Angst. Man hatte uns weisgemacht, dass es vor der technischen Zeit nur eine unzivilisierte, primitive Zeit gab, von der wir gerettet wurden. Alles, was das Gegenteil beweist, wird gefahndet und vernichtet. Natürlich können sie nicht überall sein. Deshalb sind ich und meine Familie vermutlich auch noch am Leben. Aber ich habe Angst, Angst um mein Leben. Die Wahrheit zu wissen, falls dies nicht alles nur eine Fälschung ist, ist schwer. Deshalb ist dies mein einziger Eintrag. Ich werde diesen und die von Karin verstecken und hoffe, dass die Person, die das hier liest, etwas damit anfangen kann und das Richtige tut.
In tiefstem Respekt,
Rose

30.01.2740

Liebes Tagebuch ♥

Heute ist endlich mein zehnter Geburtstag und ich bin mir ganz, ganz sicher, dass heute ein supertoller Tag wird! Zuerst durfte ich meinen Lieblingskuchen, Schoko mit gaaaaaaaanz viel Nougat, essen und dann habe schon mein erstes Geschenk aufgemacht! Dich!!! Mami und Papi

waren deshalb ganz besorgt und haben gesagt, ich solle warten, bis das Januarkinderfest am Abend beginnt, aber ich war sooo neugierig! Ich war mir ganz sicher, dass du ein verbleibendes Geschenk von Omi und Opi bist, weil du so alt bist, und ich wollte nicht, dass die Metallmänner dich auch mitnehmen.

Also sag bitte niemandem was, damit du bei mir bleiben kannst, ja? Auch nicht Ivaya, wenn sie gleich auch aus diesem ~~Tela~~ Teleporter kommt, okay? Ihre Eltern arbeiten bei den Metallmännern!

31.01.2743

Liebes Tagebuch :-)

Es tut mir Leid, dass ich dir so lange nicht mehr geschrieben habe.

Erinnerst du dich noch daran, wie ich dir geschrieben habe, dass du Ivaya nichts erzählen darfst? Leider war ich zu langsam, das tut mir wirklich leid, Ivaya hat dich gesehen und ihre Eltern sind sofort gekommen und haben dich mitgenommen. Aber gestern, beim Januarkinderfest, hab ich dich wieder zurückbekommen, ich weiß gar nicht warum. Normalerweise geben die ~~Metallmänner~~ Cyborgs nichts wieder zurück, das sie eingesammelt haben- schon gar nicht so alte Sachen wie dich! Doch gestern wurde uns mitgeteilt, dass es eine neue Regelung gäbe, nach der Kinder an ihrem Monatstag ihre Geschenke aus der vortechnischen Zeit bis zum Ende des Monats wiederhaben dürfen.

Ah, da fällt mir ein- wusstest du, dass die Zeit früher ganz anders war? Da gab es noch ganz viele wie dich, man nannte sie Bücher und die Menschen mussten noch mit Autos fahren oder Flugzeugen fliegen! Ohne unseren Teleporter wäre ich ganz sicher aufgeschmissen. Naja, mehr wussten Mama und Papa auch nicht. Sie sagten, Oma und Opa wussten mehr, von ihren Vorfahren, aber Mama und Papa wollten es nicht wissen.

~~Aber weißt du was? Als Mama weggegangen ist, hat Papa mir ein Bild gezeigt, dass er heimlich aufbewahrt hat. Man sieht ein Foto aus dem Jahr 2023. Papa sagte, es ist eine Geburtstagsfeier eines Kindes, das am fünften März Geburtstag hatte- und es hat noch am selben Tag gefeiert! Und es hatte seinen Tag ganz für sich! Und irgendwie bin ich neidisch, dass wir uns unseren Tag mit allen Kindern teilen müssen, die auch in „unserem“ Monat Geburtstag haben.~~

~~Oh, ich sollte das gar nicht schreiben, wer weiß, ob die Cyborgs das Buch nicht durchgehen, wenn sie es wiederbekommen.~~

30.01.2747

Endlich ist das „Jahr“ wieder um- wobei ich mir mittlerweile sicher bin, dass diese Regel eh nur eingeführt wurde, weil sie mittlerweile nicht mehr verheimlichen können, dass es tatsächlich eine Kultur vor der „technischen Zeit“ gab. Aber es ist ja schon wundersam, dass die Cyborgs mich aus der „überwachten Lebensgemeinschaft“ hinausgelassen haben. Überhaupt, „überwachte Lebensgemeinschaft“. Früher hatten die Menschen wenigstens noch den Mut, es „Gefängnis“ zu nennen. Aber nein, das würde Freiheitsberaubung bedeuten, und das wäre ein schwarzer Fleck auf den weißen Kitteln des Fortschrittes, der „Technischen Zeit“, den man sich nicht leisten darf. Und schon gar nicht, wenn die Begründung für ihre Gefangennahme „zu viel Wissen“ ist. Nun, da ich noch nicht volljährig bin, habe ich jetzt, wo ich wieder in Freiheit bin, auch dieses Buch wiedererhalten. Und es ist äußerst amüsant, die bisherigen Einträge zu lesen. So naiv. Diesmal habe ich nicht vor, das Buch zurückzugeben. Eines Tages werden die Cyborgs fallen. Bis dahin werde ich vermutlich gestorben sein, da ich mir sicher bin, dass meine Freilassung nur eine Falle ist, aber ich möchte, dass unsere Nachfahren die Wahrheit erfahren, damit so etwas nie wieder passieren wird.

Das ist der Wille meiner Vorfahren, der Wille von Karin, von Rose, und mein Wille. Ich habe die ganzen versteckten Nachrichten in diesem Buch gefunden, die, die nicht von mir sind, die meiner Vorfahren. Von dieser wundersamen Zeit, ohne Teleporter, ohne Videoaufnahmechips, die den Kindern heimlich an ihre Schuluniformen gesteckt werden, ohne eine Regierung, die von Cyborgs übernommen wurde und die krankhaft die Vergangenheit auslöschen möchte, soll die Welt erfahren. Bücher wurden verbrannt, abartig viele Menschen getötet, Systeme abgeschafft, gesunde Menschen wurden dazu gezwungen, auch zu Cyborgs zu werden- es wurde alles getan, damit die Menschen sich nicht daran erinnern, dass es einmal anders war.

Es könnte sein, dass dies mein letzter Eintrag ist. Vielleicht sterbe ich schon heute. Aber es ist mir egal.

Lieber sterbe ich, als auch ein Cyborg zu werden und mich der Unterdrückung zu beugen.

In tiefstem Respekt,
Felicity

03.07.3012

Objekt: Tagebuch

Alter: 836 Jahre

Gefahrenereinstufung: Hoch

Begründung: Zu viele Information, Preisgebung geheimer Daten

Urteil: Zur Eliminierung freigeben, lebende Personen im Umfeld der Autoren beseitigen

Unterschrift: Koya, Zentrale zur Zerstörung frühzeitlicher Informationen

Eine Welt, die niemals war

Fandom: "Kingdom Hearts"

In meinem Fandom zu Kingdom Hearts träumt Sora von einer Vision, wie die verschiedenen Welten heutzutage wären, hätte die Organisation XIII ihr Ziel, ihr eigenes Kingdom Hearts zu erschaffen, erreicht.

Alle Welten sind in der Dunkelheit gefangen. Axel und Xigbar waren gerade dabei, in Agrabah ein paar Herzlose für ein zweites Kingdom Hearts und somit mehr Macht zu besiegen. Eine Armee von Niemanden half ihnen dabei.

Die Bewohner Agrabahs verspürten Angst und schrien, als Herzlose und Niemande sie attackierten. Ein kleiner Junge versteckte sich hinter einem Topf aus Porzellan. Als auf einmal Beine aus ihm herausschossen, wusste der Junge, dass er verloren war, denn vor ihm stand eine Arachurne.

Auf einmal erklang ein Schuss und der Topf zerplatzte. Xigbars Pfeilgewehre qualmten noch nach dem Abschuss der Pfeile. Der kleine Junge rannte zu seiner Mutter, mit der er in ein Versteck verschwand.

„Wir sind hier fertig“, sagte Xigbar. „Lass uns gehen.“ Er und Axel sprangen auf den fliegenden Teppich, der sich nun durch die Dunkelheit zum Gummi-Jet kämpfen musste. Als sie am Gummi-Jet ankamen, setzten beide ihre Kapuzen der Ledermäntel ab. Auf ihrem Weg zurück zum Hauptquartier in der Welt, die niemals war, feuerten sie noch ein paar Schüsse auf Herzlose und Kometen ab. „Bald haben wir nicht nur die Macht, diese Welten zu kontrollieren, sondern können bald auch ganz andere Sonnensysteme in Dunkelheit hüllen“, sprach Axel voller Freude und Stolz zu Xigbar.

Bei ihrer Ankunft wurden die beiden Mitglieder der Organisation von Xemnas und Roxas erwartet. „Die anderen kehren auch bald zurück. Ich hoffe, sie hatten auch so eine gute Ausbeute an Herzen

wie ihr.“, sprach Roxas. „Bald beherrschen wir das ganze Universum, wir müssen nur noch weitere Prinzessinnen gefangen nehmen und weitere Herzen von Herzlosen sammeln“, flüsterte der Anführer leise. „Dann haben wir die Macht!“
Sora erwachte. Er spürte etwas nasses in seinem Gesicht. „Pluto! Nimm deine Zunge aus meinem Gesicht!“

Acht Minuten bis zur Ewigkeit

Auf der Erde, an irgendeinem Ort, in einer recht fernen Zukunft:

“Oma, erzählst du mir heute, warum die Menschen damals die Erde verlassen haben? Bitte!”
“Na schön, ich hatte es dir ja gestern versprochen. Setzen wir uns doch auf die Bank im Garten, sie sind so kostbar, diese letzten Sommerabende und ich mag den Sonnenuntergang.”
Sie gingen hinaus in den lauwarmen Abend und setzten sich auf die von zahlreichen Blumen umgebene Holzbank, die schon viele Jahre und noch viel mehr Gespräche erlebt hatte.
“Ich war damals fast genauso alt, wie du es jetzt bist. Das ist nun schon über hundert Jahre her. Es war eine ungewisse, aber auch eine aufregende Zeit. Wissenschaftler hatten vor vielen Jahren herausgefunden, dass die Sonne, die uns Milliarden von Jahren ein Segen war, in absehbarer Zeit ihren Dienst versagen würde. Der Grund dafür konnte nur unzureichend erklärt werden, aber der spielte auch keine Rolle, weil man daran nichts würde ändern können.
Also blieb als letzter Ausweg, die Menschen von der Erde zu evakuieren. In unserem Sonnensystem gab es natürlich keinen Zufluchtsort. Weder das vor Ewigkeiten gestartete Marsprojekt, noch die besiedelten Monde des Jupiter waren eine Alternative. Ohne die Sonne würden auch diese bald unbewohnbar werden.
Man kam zu dem Entschluss, dass die Menschheit nur durch gewaltige Raumschiffe zu retten sei. Sogenannte Generationenschiffe, die so unglaublich riesig waren, dass Millionen Menschen in ihnen Platz finden und leben konnten. Wenn nötig über viele tausend Jahre hinweg, bis irgendwann ein neuer Planet gefunden werden würde, den die Menschen besiedeln könnten, oder...”
“Oder was?”
“Nun, niemand wollte an ein ‘oder’ denken. Irgendwann würden diese Raumschiffe ein Ziel und somit eine neue Heimat für die Menschen finden. Da war man sich ganz sicher.
Die Arbeiten dauerten mehr als zweihundert Jahre. Es war das größte Projekt, dem wir uns je zu stellen hatten. Aber sie wurden fertig. Es gab Platz für insgesamt zwei Milliarden Menschen...”
“Aber...”
“Ja, das klingt sehr wenig. Aber du musst bedenken, dass es nie das Ziel sein konnte, jeden Menschen mitzunehmen. Das wäre technisch unmöglich gewesen. Schon so kam man an die Grenzen des Möglichen. Fast die ganzen Rohstoffe unseres gesamten Sonnensystems wurden währenddessen aufgebraucht. Es gab soviel, was man bedenken musste, wenn man einen sicheren Aufenthaltsort über eine so unglaublich langen Zeitraum hinweg zur Verfügung stellen wollte.”
“Und die anderen Menschen, die nicht mit durften?”
“Es waren gar nicht so viele, die mitkommen wollten, wie zuerst angenommen. Bei den damaligen Planungen war man noch davon ausgegangen, dass es schwierig werden würde die Plätze zu vergeben, dass es womöglich zu schweren Unruhen kommen würde. Die Realität sah zweihundert Jahre später ganz anders aus. Am Ende musste keiner zurückbleiben, der das nicht wollte.
Wie schon gesagt, war ich damals gerade zehn und hatte mein ganzes Leben bis dahin die Diskussionen mitbekommen, sie aber heute nur noch wage in Erinnerung. Sie hatten mich nie interessiert. Meine Eltern würden schon das machen, was das Richtige ist. Sie entschieden zu

bleiben. Für mich war das toll, viele meiner Freunde blieben auch. Wir lebten recht ruhig in unserem Dorf, warum sollte das nicht immer so weitergehen?

Und so war es auch. Die Sonne strahlte weiterhin auf uns herab. Im Laufe der Jahre zwar nicht mehr so sehr, wie ich sie in Erinnerung hatte, aber man lernt eben mit so etwas zu leben. Seit dem Abflug der Raumschiffe wurde es auf der Erde ruhiger, die Menschen waren gelassener. Ich kann gar nicht sagen, woran genau das lag. Ob es die Tatsache war, dass die Entscheidung nun gefallen war und man nicht mehr dieses ständige Überlegen im Hinterkopf hatte, was nun die richtige Entscheidung sei oder ob es nur einem unbewussten Zusammengehörigkeitsgefühl entsprang, weiß ich nicht."

Sie saßen für eine Weile schweigend beisammen und hingen ihren Gedanken nach.

"Du weißt ja, dass das Licht der Sonne etwa acht Minuten benötigt, bis wir es auf der Erde sehen können. Aus dieser Tatsache entstanden im Laufe der Jahre viele verschiedene Redewendungen, die du sicherlich alle schon oft gehört hast. Manchmal ist es einfacher, wenn man einfach Witze über Dinge macht, die man nicht ändern kann. Die Wissenschaftler sind bis heute nicht sicher, ob die Sonne sich weiter von Jahr zu Jahr mehr abkühlen wird, oder ob sie bald schlagartig sozusagen ausgeschaltet wird. Aufgrund dieser Tatsache kam es jedenfalls zu Sprüchen wie 'Nimm dir mal acht Minuten Zeit dafür' oder 'Die acht Minuten machen nun auch nichts mehr aus.'"

"Und die Acht-Minuten-Terrine!"

"Stimmt genau."

Beide lachten. Und sahen sich dann wieder schweigend den Sonnenuntergang an. So schön war er, dass man ihn nur fasziniert betrachten wollte. Ein paar letzte Bienen summten über den Blumen und die Vögel stimmten sich mit ihrem Gesang auf die Nacht ein.

Verlassen wir nun die beiden in einer Situation und zu einer Zeit, wo ihnen alles so friedlich erscheint. Ich kann nicht sagen, wie ihre Zukunft aussieht. Alles was ich zu sagen vermag ist, dass ihnen in den nächsten acht Minuten keine Gefahr droht.

Eine Email aus der Zukunft

Lieber E -Mailempfänger,

ich weiß, es ist ein doofer Anfang. Was soll ich aber sonst schreiben? Ich weiß nicht, wer die E-Mail empfängt, oder ob sie wirklich bei jemanden ankommt. Ich weiß nicht, in welche Zeit diese ankommt. Vielleicht an jemanden, den ich kenne, oder noch kennen lerne werde. Vielleicht auch an jemanden, der schon seit viele Jahre nicht mehr existiert. Ich weiß auch nicht, ob ich die Zukunft damit verändere, oder ob diese E- Mail erst das ganze auslöst. Das Ganze ist ziemlich kompliziert, ich selbst verstehe es auch nicht, wie es funktioniert, aber mir wurde es versichert, dass es funktioniert. Wenn du diese Zeilen liest, dann hast du zumindest den Beweis, dass es funktioniert hat. Es ist schwer, an jemanden zu schreiben, den man nicht kennt, oder zumindest glaubt, ihn nicht zu kennen. Danke, dass du es bis hierhin gelesen hast und nicht einfach die Mail gelöscht, mit dem Gedanken, was für ein Spinner ich sei. Vielleicht überlegst du jetzt, wer die Mail geschrieben hatte. Ob es ein Freund von dir ist, oder dein Bruder, wenn du einen hast. Ich kann dir versichern, es ist wahrscheinlich keinen von denen, die du im Verdacht hast. Ich bin jemand aus der Zukunft. Wie weit, kann ich es dir nicht sagen (ich glaube, das habe ich schon oben erwähnt). Ist es klug, dir von meiner Welt zu erzählen? Kann sein. Ich könnte mich jetzt auch fragen, ob es schon klug sei, die Mail überhaupt zu senden. Da du diese empfangen hast, habe ich es wohl gemacht. So ist es auch egal, ob ich dir von meiner Welt erzähle oder nicht.

Wo soll ich anfangen? Ich bin ein Junge, zwischen 15 und 18 Jahre alt. Mein Hausroboter, ich nehme an, der gehört mir, nannte mich Rei. Ich weiß nicht, ob ich wirklich so heiße, oder nicht. Dies ist jetzt nicht so wichtig, oder? In meiner Welt gibt es längst kein Geld mehr. Durch eine große

Inflation hatte es sein Wert verloren. Man beschloss keins mehr zu drucken. Dafür kam aber eine andere Währung zustande. Erinnerungen, Daten über sich selbst. Du kannst vieles wissen, ohne dass man etwas über sich selbst weiß. Was du weißt, bleibt dir erhalten. Man möchte nicht „dumme“ Leute haben. All das, was dich selbst betrifft, geht aber verloren. Die Erinnerungen werden nach der Wichtigkeit für die Person geschätzt. Je wichtiger die Erinnerung desto wertvoller ist sie. Es ist deswegen schon oft vorgekommen, dass Familien, die nur ein Haus kaufen wollen, deswegen sich getrennt haben, weil die Ehepartner sich nicht mehr wiedererkannt haben. Eltern verlassen ihre Kinder, weil sie denken, sie hätten keine. Ich weiß, es klingt einfach verrückt, aber es ist meine Wirklichkeit. Ich selbst weiß auch nicht mehr, wer meine Eltern waren. Vielleicht die, die Gegenüber wohnen? Vielleicht wohnen sie auch in einer anderen Stadt, in einem anderen Land, oder sogar in einem ganz anderen Kontinent als ich jetzt. Selbst, wenn ich sie sehe, weiß ich, ich werde sie nicht wiedererkennen. Wahrscheinlich erkennen sie mich auch nicht. Allgemein ist meine eigene Erinnerung ziemlich Lückenhaft. Wenn ich versuche mich an etwas zu erinnern, dann fällt mir schnell etwas Trauriges ein, nur selten etwas Glückliches. Nicht alle Erinnerungen, die ich habe, sind wirklich von mir. Teilweise kommen diese von anderen Leuten, an denen ich selbst etwas verkauft hatte. Manchmal wollte ich, glaube ich zumindest, Jüngere damit helfen. Vor allen wenn diese einen schlimmeren Schicksal hatten als ich. Teilweise habe ich dafür einer meine glücklichen Erinnerungen geschenkt. Einfach, um ihnen zu helfen. Weiß du, irgendwie ist es komisch. Andere können mehr über dich wissen, als man über sich selbst weiß. Hin und wieder schaue ich die Leute an und überlege, was wissen sie. Nicht das jeder über mich wissen muss, ab ich weiß, es kann passieren, dass Erinnerungen vom einem Mensch zum anderen reisen könnte. Es ist so, als ob ich durchsichtig wäre. Jeder kann theoretisch in mir hineinsehen. Selbst das privateste kennen, ohne dass ich es weiß. Will ich das? Nein, eigentlich nicht. Anders kann man aber nicht unbedingt überleben. Der Professor meint, dass es in Ordnung ist, dass ich anfangs zu überlege, was ich von mir Preis gebe will, und was nicht. Er arbeitet momentan gegen das Problem mit der momentane „Währung“.

Wenn ich ihn mit einem Wort beschreiben müsste, fällt mir sofort schusselig ein. Auch wenn es „normales“ Geld geben würde, würde er vergessen, dass er seine Brille selber auf hat. Wie er eigentlich heißt, weiß ich nicht. Ob er es selbst weiß, ist mir auch nicht bekannt. Mich nennt er übrigens Kid, Kleiner, Junior, oder ähnliches. Ich weiß, er ist glücklich, dass ich da bin. Ich spüre die Wärme in seinen Augen. An unser erstes Treffen erinnere ich mich nicht mehr. Was auch nicht zu wundern ist. Von ihm ist auch der alte Computer, ich glaube vom Anfang des 21. Jahrhundert deiner Zeitrechnung, falls du nicht von meiner Zeit abstammen solltest. (Ich selbst lebe etwa 100 bis 200 Jahre später). Der Computer ist erstaunlich gut erhalten. Langsam, aber er läuft noch. Warum schreibe ich das alles. Dir ist es sicher langweilig, nur über mich zu lesen. Kann ich verstehen. Bei mir wäre es genauso. Warum ich dann das Ganze dann schreibe? Gute Frage. Ich könnte zwar jetzt auch verschiedene wichtige geschichtliche Ereignisse hier schreiben, die man dann verhindern könnte. Wenn du in der Richtige Zeit lebst. Aber ich tue es nicht. Wenn ich das tun würde, dann könnte die Zukunft stärker verändert werden, als diese E-Mail es auslösen kann. Ich denke, ich sollte langsam aufhören. Noch einmal Danke, zum Lesen. Es ist wirklich nett, dass du es bis hier gelesen hast.

Dein Rei

Schwarz auf Weiß

Zwei Gestalten wandern durch ein Meer gefrorenen Wassers und hinterlassen tiefe Furchen darin. Dem einen reicht der Schnee bis zu den Knien, dem anderen bis zum Kinn, doch keiner beschwert sich über den beschwerlichen Weg. Die Kälte, welche ihnen durch ihre Körper zieht, ist längst vergessen, vom Chaos und der Grausamkeit der letzten Tage wie fortgespült. Die Schlacht hatte einfach zu lange gedauert und zu viele Todesopfer gefordert. Und doch haben diese beiden

Gestalten dieses Leben mehr oder weniger freiwillig gewählt.

„Lir?“ Das pelzige Wesen zu seiner Rechten hebt den Kopf und blickt zu seinem Herrn hinauf. „Lir, es ist vorbei.“. Diese Worte, dessen ist sich Younis bewusst, sollen wohl beruhigend wirken, doch er ist zu müde und angeschlagen, um darauf zu reagieren. So blickt er nur gerade aus und fixiert mit seinen Augen einen Berghang, welcher ihm das nahende Ziel, derer beider Zuhause, signalisiert.

„Wir sind fast da, Celik.“ Younis` Stimme klingt freudlos und als sie endlich vor dem Abhang stehen, schauen beide auf die Überreste einer großen Stadt, ein Relikt der Vergangenheit, vergraben unter kalten Schnee- und klirrenden Eisschichten.

„Lir, es ist doch gut, es ist vorbei.“ Celik schmiegt sich an Younis` Bein, versucht seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Doch dieser schnaubt nur verächtlich und meint:

„Was soll denn deiner Meinung nach in Ordnung sein, Celik?! Huh? Willst du wissen, wessen Blut an meiner Kleidung klebt oder wie viele Menschen oder Lir ich getötet habe? Oder warum glaubst du, weshalb mich dieses Leben so allmählich umbringt?“ Seine Stimme zittert leicht und Celik weicht zurück. Dem alten Tier sind die Gefühlsausbrüche seines Herrn nicht neu, aber sie sind dessen Laster.

In Schweigen gehüllt, machen sind beide an den Abstieg und laufen dort entlang, wo einst schwere Lastkraftwagen und hupende Autos entlang fuhren, dicht an dicht gedrängt. Doch dies ist lange her. Nun stehen sie eingefroren und völlig schief auf den vereisten Straßen. Blockieren die Wege und sind nur noch Zeichen der Vergangenheit.

Younis bleibt umherschauen stehen. Die wenigen kurzen Sonnenstrahlen, welche die dicke Wolkendecke durchbrechen, lassen die gefrorene Masse aufleuchten. Er schließt die Augen und fragt seinem vierbeinigen Freund:

„Weißt du eigentlich, weshalb ein immerwährender Winter uns heimsucht?“

Celik, ein pechschwarzer Wolf mit metallenen Robotix-Platten am Körper und Kabeln, die vom Kopf bis zu den Wirbelknochen verlaufen, schaut seinen Herrn an und meint: „Meine Datenbank ist begrenzt, aber ich kann gerne überprüfen, ob ich diesbezüglich Daten besitze. Es wird nur ein wenig dauern.“

„Gut.“ Younis kniet nieder, um auf Augenhöhe mit seinem Partner zu sein, einem Wesen aus Fleisch und Stahl, ein so genannter „Lir“, welcher Segen und Fluch zugleich darstellt. Und obwohl er sich niemals freiwillig für Celik entschieden hatte, füllte dieser einen Teil seiner inneren Leere.

Doch die Gemeinsamkeit hat auch ihren Nachteil. Um die Gefangennahme von Söldnern zu verhindern bzw. die „Umpolung“ derer Lir., fassten die Söldner-Gilden einen Beschluss: Jedem Söldner ist ein Lir unterstellt. Sollte der Lir sterben, so stürbe auch dessen menschlicher Partner. Sind beide über einen längeren Zeitraum voneinander getrennt, stürben sie ebenfalls einen gemeinsamen Tod.

Die Kriegswirtschaft hat sich stark weiterentwickelt, die Methoden der einzelnen Parteien zum Morden ebenso. Söldner finden überall Arbeit und mit den altbewährten Waffen und deren Lir, stellen sie die stärkste Streitmacht dar, um die wenigen, wertvollen Rohstoffquellen zu verteidigen oder zu erobern. In der heutigen Zeit, wo die Welt vom Winter verschluckt ist und kaum Sonne zulässt, sind viele Methoden zur Gewinnung von Kohle, Metalle etc. auf ein Minimum heruntergestuft, weil die Menschen nur wenige, noch funktionierende Maschinen nutzen können. Öl ist das wertvollste Gut und wird mit aller Macht gefördert und verteidigt.

„Suchlauf gestartet, Datenanalyse eingeleitet... . . . Datei entdeckt, Inhalt wird hochgeladen...“

Younis wartet geduldig auf die ersten Informationsfetzen. Celik ist ein alter Cyborg-Wolf mit einem ebenso veralteten System, und auch wenn Younis länger auf eine bestimmte Information warten muss, schätzt er seinen Partner in dieser Hinsicht sehr. Bisher hat er ihn nie enttäuscht.

„Upload beendet, Lir. Laut dem Inhalt der Datei war ein starker Klimawandel die Ursache für die Schneemassen und den immerzu bewölktem Himmel. Wie es scheint, haben die technischen und

globalen Möglichkeiten in der Zeit vor etwa 250 Jahren den Planeten allmählich vergiftet und ihn damit zum Sterben verurteilt. Die Menschen waren zu uneinsichtig und deren Machthunger und Gier förderten den Untergang ihrer Welt umso schneller. Viele Teile der Welt wurden zerstört, das Millionen Jahre im Gleichgewicht gehaltene System der Erde kam ins Schwanken und verlor seinen Halt.

Die Temperaturen stiegen zuerst und förderten so den Anstieg des Meeresspiegels. Doch die Hitzewelle währte nur kurz und schnell sanken die Temperaturen bis unter den Gefrierpunkt. Für die meisten Menschen, Tiere und Pflanzen zu schnell, um sich anzupassen.

Laut meiner Datenbank starben 90% der Flora und Fauna und 75% der Menschheit an den Folgen des Klimawandels.“ Celiks Stimme verstummt und Younis lässt die Worte auf sich wirken. Er schnaubt nur verächtlich und setzt ein freudloses Lächeln auf.

„Wären die Menschen doch gleich alle draufgegangen. Es hat sich an deren Verhalten rein gar nichts verändert!“

Celik schaut seinen Herrn an und erwidert:

„Nein, Lir, es hat sich was geändert.“ Younis blickt ihn müde an. „Die Menschen sind nun gezwungen, aus den Trümmern der Vergangenheit eine Zukunft zu gestalten, in welcher sie leben können. Das sie die Gewalt als zentralen Bestandteil hervorheben, mag nun vielleicht in deinen Augen der falsche Weg sein, doch durch diesen haben sie eine Möglichkeit gefunden, in dem Chaos noch Ordnung hineinzubringen. Sie haben es geschafft, die Stromversorgung weitestgehend aufrecht zu erhalten, um ein möglichst angenehmes Leben führen zu können. Haben gelernt, mit den verbliebenen Werkzeugen Rohstoffe abzubauen, zu verarbeiten und zu nutzen. Haben sich teilweise technisch weiterentwickelt und uns Lir erschaffen. Ohne ihren Lebenswillen sind die Menschen nichts und genau dies haben sie sich zu nutze gemacht.“

Celik schaut seinen Herrn erwartungsvoll an. Younis schließt erneut die Augen, atmet einmal tief ein und als er sie wieder öffnet, wirken seine unterschiedlich gefärbten Augen wie leere Linsen.

„Und doch hat sich vieles nicht zum Besseren gekehrt. Die Kluft zwischen denen, die nichts besitzen und zwischen denen, die an ein wenig Strom und Öl herankommen, ist gewaltig. Die meisten Menschen wohnen in kleinen baufälligen Baracken, arbeiten wie Sklaven und haben kaum genug Nahrung, um zu überleben, weil die Verteilung von Rationen den Söldner-Gilden obliegt und leben verschanzt hinter dicken Mauern, um sich vor den Angriffen krimineller Banden zu schützen, während Söldner wie Soldaten Wache schieben und bei Gefahr sofort losschießen. Wer Pech hat, gerät dabei zwischen die Fronten und wird einfach erschossen. Kollateralschaden. In dieser Hinsicht, Celik, ist die Menschheit primitiv geworden und harrt in dieser Hölle aus Eis und Schnee nur solange aus, bis sie endgültig ausstirbt.“

Diese Stadt hier war früher bestimmt mal ein blühender Ort, so wie alle anderen Städte auf diesem Planeten auch. Die Menschen konnten sorglos ihrem Tagewerk nachgehen, ihre Familien umsorgen und vielleicht konnten sie auch mal ohne Sorge lachen.

Nun herrscht kalte Stille. Egal wohin man sieht, erblickt man nur ein Meer weißen Schnees und die Trümmer vergangener Zivilisation. Wir beide hocken hier alleine in einem kleinen Gebäude, machen Feuer, um nicht zu erfrieren und schlafen mit der Angst ein, am nächsten Morgen vielleicht nicht mehr aufzuwachen. Oder rennen von Kampf zu Kampf. Dies ist kein Leben, sondern nur das Warten auf den Tod.“ Eine kurze Moment des Schweigens.

„Und doch leben wir. Du lebst, weil du in deinen Kämpfen nicht sterben willst. Du lebst, obwohl dir dieses Leben nicht gefällt. Was also verlangst du, um das, was du nun tust, Leben zu nennen?“

Celiks sanfte Worte lassen Younis' Gedanken kreisen. Er sieht in die Ferne und eine Wolke aus Schneekristallen weht ihm ins Gesicht.

„Was ist verlange?... Ich will....frei sein.“ Seine Stimme ist nur noch ein Flüstern.

„Aber Lir, du bist....“

„Nein, bin ich nicht!“ Younis Stimme trieft vor Zorn. „Ich war nie frei. Weder zu meiner Geburt, noch jetzt als Söldner. Ich wäre es, wäre ich nicht an dich gebunden!“ Die letzten Worte graben sich

tief in Celiks Herz. Und zum ersten Mal empfindet der Cyborg-Wolf so etwas wie Mitleid. „Verstehe... Dann empfindest du nichts als Angst. Angst, wegen mir sterben zu müssen.“ Celik strahlt so viel Ruhe aus, dass Younis verzweifelt die Tränen hochkommen. Er weiß nichts zu erwidern.

„Lir... das Leben der Menschen von Heute und deren Leben vor 250 Jahren unterscheiden sich nicht von voneinander, selbst wenn die Welt sich verändert hat. Ihr müsst arbeiten, essen und schlafen. Erlebt Verluste und Momente der Freude. Seid arm oder reich.

Und auch wenn ihr hinter dicken Mauern gefangen oder als Söldner an uns Lir gebunden seid, so habt ihr doch die Möglichkeit, einen gewissen Teil eures Leben selbst zu gestalten. Und das, Lir, nennt man Freiheit.

Unsereins dagegen hat diese Wahl nicht. Unsere Leben sind festgelegt: Loyalität und Gehorsamkeit bis zum Ende.“

Als Celik verstummt, ringt Younis verzweifelt mit seinen Gefühlen. Nur zögernd umarmt dieser seinen pelzigen Freund, die schwarze Farbe seines Fells im Kontrast zum Weiß des Schnees, und vergießt glitzernde Tränen.

Tränen des Glücks.

Wenn die letzten Bäume fallen

„Kommissarin Chrysina Rutelini, ich bin Offizierin Nancisca Cemur und soll Sie zu unserem Einsatzort geleiten.“ Die Polizistin salutierte vor ihrer Vorgesetzten und wies den Weg zu der schaulustigen Meute.

„Wie ist die Lage?“, wollte Chrysina ohne Umschweife wissen, während sie von ihrer Untergebenen durch die Menschenmasse eskortiert wurde. Im Gehen überprüfte sie, ob ihre Silikonatemmaske über Mund und Nase sowie der Schlauch richtig saßen und das kleine, leistungsstarke Luftfiltriergerät auf ihrem Rücken während der Fahrt nicht verrutscht war.

„Wir haben bereits alle Demonstranten mit Zippies außer Gefecht gesetzt“, teilte Nancisca mit, worauf Chrysina innerlich die Augen verdrehte. *Zippy* war der Spitzname für die Abkürzung der Zerebrale-Paralyse-Waffe, die die Demokommission offiziell gegen Aufständische verwenden durfte. Ein Begriff, den nur Auszubildende auf der Polizeiakademie gebrauchten und der zeigte, dass Nancisca noch nicht lange im Dienst war.

Gerade kamen die beiden Polizistinnen an einem Krankenwagen vorbei, der inmitten der Schaulustigen stand. Sanitäter trugen ohnmächtige Demonstranten auf Bahren herbei, um die Wirkung der Paralysewaffen einzudämmen.

„Allerdings“, fuhr Nancisca fort, „ist ein Mann übrig. Egal, wie genau wir auf ihn zielen, er wird nicht bewusstlos.“

Bevor Chrysina etwas erwidern konnte, schallte eine Stimme über die Menge. Sie und Nancisca hatten den Kern des Aufruhrs erreicht: Ein bepflasterter Platz mit einem einzelnen, mächtigen Baum in der Mitte, dessen Wurzeln den Boden im Verlauf vieler Jahre aufgebrochen hatten. Der Bereich war zwar abgesperrt, dennoch hatten die Offiziere Mühe, die schaulustigen Versammelten von ihm fernzuhalten. Die Stimme, heiser, rauchig und deswegen von einem archaischen Megafon verstärkt, rezitierte ihren Chrysina sehr vertrauten Lieblingsspruch: „Wenn die letzten Bäume fallen, wird der Untergang der Menschheit besiegelt sein!“

Chrysina schüttelte misstrauisch den Kopf, als der Demonstrant weitere Hetzreden gegen die Abholzung alter Baumriesen von sich gab. „Sie sind wohl erst seit Kurzem in unserer Branche tätig“, wandte sie sich an Nancisca. „Dieser Mann ist nicht einfach irgendein Demonstrant, sondern der Anführer der Bande. Er hat sich die ganze Schädeldecke entfernen und durch Metallplatten ersetzen lassen. Sie schützen sein Hirn vor den Elektromagnetwellen der ZPs.“

Nancisca sah ihre Vorgesetzte überrascht an. „Woher wissen Sie das?“

Weil ich ihm selbst dazu geraten habe, als ich auf der Akademie davon erfuhr, dass das möglich ist, dachte Chrysina. Aber das konnte sie schlecht zugeben. Die Weitergabe solcher Informationen war schwerster Eidbruch. Ihren Job zu verlieren stellte dabei die mildeste Strafe dar, die sie dafür erwarten konnte.

Sie zeigte ihren Dienstausweis hoch, um von einem Offizier hindurchgelassen zu werden, der nur einen knappen Blick draufwarf. In der Demokommission war sie eines der bekanntesten Gesichter. Rasch schlüpfte sie unter dem Absperrband hindurch und ließ Nancisca dahinter stehen.

Ohne Furcht näherte sie sich dem Demonstranten, der soeben durch das Megafon verlautbarte: „Die großen Konzerne werden jeden Quadratmeter Urwald vernichten, um ihre umweltsündigen Fabriken darauf zu erbauen, bis das ganze Land lückenlos unter Beton und Polyzement erstickt!“

Chrysina seufzte. „Leondreas, es ist jetzt acht Jahre her. Hast du dir noch immer keine neuen Sprüche einfallen lassen?“

Der Tobende schien ihrer erst jetzt gewahr zu werden und wandte sich ihr mit irrem Blick zu.

Leondreas bot eine erschreckende Gesamterscheinung: Er war dürr und ausgezehrt, wankte mehr als dass er stand. Schon vor Jahren hatte er als Teil seines Protests jedweder medizinischen Hilfe entsagt, die in Zeiten stark verpesteter Luft unabdingbar war. Deswegen schlängelten sich durch seine entzündeten Augen rote Adern, Ekzeme und aufgekratzte Ausschläge überzogen seine Haut. Sein Atem ging rasselnd, weil er schon so lange ohne Atemmaske und dazugehöriges Filtriergerät lebte. Er war offensichtlich schwer krank, mehr Leiche als Lebender, doch das würde ihn nie zum Aufgeben zwingen.

„Dieser Baum darf nicht gefällt werden!“, wettete Leondreas, ohne seine einstige Verlobte zu grüßen.

Natürlich brauchte Chrysina diese Information nicht mehr, war doch jedem Anwesenden klar, wogegen hier demonstriert wurde. Ruhig und sachlich erwiderte sie: „Du weißt genau, dass dieser Baum tot ist und von innen heraus verrottet. Man muss ihn entfernen, bevor er kippt und zur Gefahr wird.“

„Gefahr!“, spottete Leondreas und verkündete durch sein Megafon, sodass alle es hörten: „Die einzige Gefahr hier ist der Mensch selbst! Dieser Baum und unzählige andere starben wegen Luftverschmutzung und Bodenvergiftung! Er sollte als Mahnmal dafür stehen bleiben, was mit den wenigen Bäumen passieren wird, die noch leben, wenn sich nichts ändert.“ Dabei deutete er fuchtelnd in die kahlen, vertrockneten Äste hoch. Man konnte nicht mehr erkennen, um welche Baumart es sich gehandelt hatte.

Das Problem ist nur, dass Menschen ungern an ihre Fehler erinnert werden, dachte Chrysina bitter. *Genauso ergeht es mir, wenn ich dich hier sehe.*

Jetzt wandte Leondreas sich wieder nur an sie: „Ich werde nicht aufgeben, bis unser Kampf gewonnen ist.“

„Sie dich doch um!“, verlangte Chrysina daraufhin und machte eine ausladende Armbewegung.

„Deine Mitstreiter sind schon alle fortgeschafft worden. Du bist allein mit diesem Kampf.“

Plötzlich wurde Leondreas' Blick sanft, sodass er sie schon fast an den jungen Mann erinnerte, den sie einst geliebt hatte. „Ich meinte auch nicht die anderen. Ich meinte *uns*. Dich und mich. Früher haben wir auf derselben Seite gekämpft.“

Chrysina stöhnte innerlich auf. Warum musste er jetzt mit diesen alten Geschichten kommen? Das war Jahre her! Sie war jung, dumm und unendlich verliebt gewesen und hatte tatsächlich geglaubt, zusammen mit Leondreas die Welt verändern zu können. Die Einstellung der Menschen gegenüber der Umwelt zu verbessern. Dann jedoch war sie auch im Kopf erwachsen geworden, hatte festgestellt, dass es zu viele Kontroversen innerhalb der Menschheit gab, die zuerst beseitigt werden mussten. Deswegen war sie Polizistin geworden und hatte sich später von ihm getrennt.

Leondreas trat an sie heran und berührte ihren Arm. „Auf der ganzen Welt gibt es nur noch eine Handvoll alter Bäume wie diesen hier. Chrys, erinnere dich an deine alten Werte. Willst du, dass sie gefällt werden und sterben?“

Die Antwort fiel Chrysina unglaublich schwer. Die Umweltaktivistin von damals und die jetzige Polizistin in ihr rissen sie hin und her, bevor sie erwiderte: „Ich bin nicht mehr die, die ich einmal war, Leo. Ich habe jetzt einen Beruf und eine hohe Stellung bei der Kommission. Ich kann nicht...“ „Genau!“, unterbrach er sie. „Du hast was zu sagen. Bring sie dazu, mit diesem Biest abzurücken.“ Er zeigte auf eine Fällmaschine, die soeben an den sechs Meter breiten Stamm heranfuhr und die Sägevorrichtungen wie die Kiefer eines gigantischen Käfers darumlegte. Offenbar schien der Fahrer nicht zu bemerken, dass der Platz noch nicht ganz geräumt war, und warf die Kettensägen an. Augenblicklich flogen Holzsplitter umher, zwangen die Menge dazu, mehr Abstand zu dem Gewächs zu nehmen. Auch Chrysina und Leondreas konnten von den Geschossen getroffen werden. „Wir müssen hier weg“, schrie Chrysina gegen das ohrenbetäubende Getöse der Ketten. „Du kannst das nicht mehr aufhalten!“

„Doch, das kann ich“, behauptete Leondreas so leise, dass die Polizistin ihn kaum verstand. Irgendwoher zückte er ein Taschenmesser und legte sich die Schneide auf die Pulsadern der linken Hand. Chrysina erstarrte. „Sag ihnen, sie sollen abbrechen, oder ich bringe mich um!“

„Leo, hör auf mit dem Blödsinn“, rief sie verzweifelt. Ganz offensichtlich wollte er die Gefühle ausnutzen, die sie einst für ihn empfunden hatte – und vielleicht immer noch hegte.

Doch sie blieben beide standhaft. Minuten vergingen, während derer sich die Polizistin und der Demonstrant, die sich einst so nahe gestanden hatten, fest in die Augen sahen; sich die Sägen weiter unaufhaltsam durch den Stamm fraßen wie durch Butter.

„Du lässt mir keine andere Wahl“, erklärte Leondreas schließlich ihre Schuld dafür, was folgte: Die Schneide des Taschenmessers glitt über sein Handgelenk, schnitt durch Haut und Adern. Blut sprudelte hervor und sprenkelte den Boden.

„Nein!“, kreischte Chrysina panisch. Instinktiv sprang sie zu ihm vor, als Leondreas schwankte, das Megafon fallen ließ und zusammenbrach.

Endlich schien jemand dem Fahrer der Fällmaschine mitgeteilt zu haben, dass sich noch Personen auf dem Platz befanden, und die Sägen verstummten. Nur durch die so entstehende relative Stille konnte Chrysina verstehen, was Leondreas ihr kraftlos zuflüsterte: „Wenn die letzten Bäume fallen, wirst du sehen, dass du dich falsch entschieden hast.“ Damit kippte sein Kopf herum, die Augen schlossen sich.

Geistesabwesend bekam Chrysina kaum mit, wie zwei Sanitäter herbeieilten, den Verblutenden auf eine Trage legten und fortbrachten. Sie zitterte und wehrte sich nicht, als man auch sie vom Baum wegführte. Das Einzige, was sie vor sich sah, waren Leondreas' rotgeäderte Augen, die sie bis zum Schluss voller Anklage, Bedauern und Liebe bedacht hatten.

Am nächsten Morgen kehrte Chrysina an den Ort des Geschehens zurück. Der Baum war mittlerweile gefällt und weggeschafft worden. Wegen der von den Demonstranten verursachten zeitlichen Verzögerung würde der Stumpf erst diesen Nachmittag ausgegraben und entfernt werden. Chrysina hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Ständig gingen ihr die Worte ihres einstigen Geliebten durch den Kopf. Auch wenn er sein Leben für seine Sache geopfert hatte, war es Leondreas letzten Endes doch nicht gelungen, irgendetwas zu verändern. Sie befand, dass das so richtig und gut war.

Oder?

Jetzt stand Chrysina hier und wusste nicht, wie sie mit dem, was sie zu ihren Füßen sah, umgehen sollte. Dort, wo Leondreas' Blut auf die toten Baumwurzeln getropft war, sprossen winzige, zarte, lebendig grüne Schösslinge.

m a e v e.

„Wach auf.“

„Maeve, wach auf.“

Ich schlage die Augen auf und erblicke eine graue, von dunklen Flecken übersäte Zimmerdecke. Meine Hände und Füße spüre ich nicht, so sehr ist die Temperatur über Nacht abgefallen, und ich brauche einen Moment, um mich aufzurichten und einen verwirrenden Traum abzuschütteln. Der Wecker zeigt 5:00 Uhr an und ich muss aufstehen, wenn ich nicht zu spät kommen will. „Wie ist das Wetter heute?“, frage ich, während ich vorsichtig meine Muskeln dehne und dabei mein Spiegelbild so gut es geht ignoriere. Ich möchte meine dünnen Glieder nicht sehen, die eingefallenen Wangen und die dunklen Ringe unter den Augen.

„Regen“, ertönt die Antwort, „wie immer.“

Ich öffne den Wäscheschrank, auf der Suche nach der gleichen alten Uniform, die ich schon mein ganzes Leben lang trage. Grau und abgenutzt ist sie und ebenso voller Flecken wie das Zimmer, in dem ich schlafe. Der Stoff ist rau vom vielen Waschen und kratzig, und meine wundete Haut schreit empört auf, als ich mir Hose und Oberteil überstreife.

„Wie kalt ist es heute?“ Meine Schritte tragen mich aus dem Zimmer, während ich die Frage stelle, und aus der Küche schallt es: „Fünf Grad über null.“ Ein Schauer kriecht über meinen Rücken.

„Wie immer.“

Bevor ich frühstücke, gehe ich in den Keller und sehe nach Glimmer. Sie ist meine Katze, und auch wenn sie schon lange taub und blind ist wie die Fenster in diesem Haus, liebe ich sie von Herzen. Mit ihrem grau getigerten Fell mag sie nicht allzu sehr auffallen vor der Kulisse meines grauen Lebens, doch möchte ich ihre Gesellschaft niemals missen.

„Guten Morgen, Glimmer“, begrüße ich sie und bekomme ihr eigenartiges Schnurren als Antwort, das sie von Kindesbeinen an nie abgelegt hat. Wie eine stotternde Dampfmaschine klingt sie, wenn sie dieses Geräusch von sich gibt, und wie an jedem Tag gibt es mir auch heute ein Gefühl wie Liebe.

Für ein paar Minuten versinke ich in meiner eigenen Welt, während ich Glimmer streichle, und mein Leben wird erfüllt mit Farben. Die grauen Wände scheinen eher himmelblau als schmutzig und grau, und vor meinen Augen entfaltet sich der Traum der letzten Nacht als beeindruckendes Panorama von dem, was sein könnte.

Ein Sonnenuntergang ist es, den das Mädchen betrachtet, während es mit seiner Linken sanft über die weiche Rinde des Apfelbaumes streicht. Am fernen Horizont verglüht der Stern des Tages und färbt den Himmel in eine Symphonie aus Violett und Rot. Golden schimmert das Land unter ihrer zarten Berührung, und das Mädchen lächelt, als es mit der Hand nach einem Apfel greift und diesen federleicht von den Zweigen des Baumes trennt. Warm und schwer liegt er in ihrer Hand, und für einen Moment regiert so etwas wie Frieden die Welt.

Die Sonne mag versinken und der Tage schwinden, die Zeit der Dunkelheit beginnen – aber das Mädchen hat keine Angst. Es hält die Hoffnung der Welt in seinen Händen.

Die Erinnerung verklingt mit dem letzten Strahl der glühenden Himmelsscheibe und lässt mich zurück in der grauen Einsamkeit meiner eigenen Welt. Noch immer wandern meine Finger über das schmutzig drahtige Fell Glimmers, aber der Augenblick des Lebens ist vorüber und wird nicht wiederkehren.

Ich stehe auf, werfe meiner Katze einen letzten Blick zu und gehe nach oben, um zu frühstücken. Mein Tag beginnt.

„Wach auf.“

„Maeve, wach auf.“

Ich schlage die Augen auf und erblicke eine graue, von dunklen Flecken übersäte Zimmerdecke.

Meine Hände und Füße spüre ich nicht, so sehr ist die Temperatur über Nacht abgefallen, und ich brauche einen Moment, um mich aufzurichten und einen verwirrenden Traum abzuschütteln. Einen Traum?

Ich halte inne, erstarrt in der Bewegung, mich vom Bett zu erheben. Kurz blitzen Bilder vor meinem inneren Auge auf und ich erhasche den Blick auf einen Sonnenuntergang, den ich niemals gesehen habe. Wärme durchströmt meinen Körper und es kehren Erinnerungen zu mir zurück, die nicht mir gehören können.

Der Wecker zeigt 5:00 Uhr an und ich muss aufstehen, wenn ich nicht zu spät kommen will.

„Wie ist das Wetter heute?“, frage ich, während ich vorsichtig meine Muskeln dehne. Aus dem Spiegel blickt mir mein Ebenbild entgegen, mit dünnen Gliedern, eingefallenen Wangen und dunklen Ringen unter den Augen. Schnell schaue ich woanders hin, betrachte die grauen Wände mit den dunklen Flecken, versuche mich nicht von der Neugierde verführen zu lassen.

Wovor hast du Angst? Die Stimme ist plötzlich da, in meinem Kopf, und lässt mich zusammenzucken. Ihre direkte Frage irritiert mich, aber vor allem ist es die Stimme selbst, die mir Angst macht. Sie kommt mir bekannt vor. So seltsam bekannt.

„Regen“, ertönt da die Antwort auf eine Frage aus längst vergangener Zeit. „Wie immer.“

Ich schaue zum Wäscheschrank und in Gedanken suche ich bereits die gleiche alte Uniform, die ich schon mein ganzes Leben lang trage. Grau und abgenutzt wird sie sein und ebenso voller Flecken wie das Zimmer, in dem ich schlafe. Der Stoff wird rau sein vom vielen Waschen und sich kratzig anfühlen auf meiner wunden Haut.

Mein Blick wandert zurück zum Spiegel, als ich die Vorstellung der Uniform auf meiner sterblichen Hülle nicht mehr ertragen kann, und meine Neugierde siegt. Ich betrachte mich selbst, erforsche mein Gesicht, betaste meine Wangen. Meine spröden Lippen verziehen sich zu einem ersten Lächeln. Ich bin schön.

Ich verlasse das Haus und trete in den Regen aus Asche. Flockenweise fällt er vom Himmel herab, aus grauen Wolken eines grauen Tages. In der Ferne sehe ich die Stadt, umhüllt von schwarzem Rauch, ein Monstrum aus Eisen und Stahl. Schwer liegt ihre Herrschaft in der Luft und verpestet die Welt mit ihren ätzenden Atem.

Mein Weg ist nicht weit und ich gehe zügig voran. Um mich herum liegen die Leichen einer zerstörten Vergangenheit, verbogene Bahngleise und Trümmer von Häusern. Niemand hat nach der Katastrophe daran gedacht, das Chaos zu beseitigen. Man konnte froh sein, wenn man überlebt hatte.

Maeve. Ein schwüler Wind kommt auf und trägt mit sich den Gestank von Tod und Verwesung. Fast ist mir, als könnte ich etwas hören, eine Stimme, die meinen Namen ruft. Ein schmerzvolles Ziehen breitet sich in meiner Brust aus, und schnell konzentriere ich mich auf die dunkle Stadt vor mir. Ich neige oft zu Einbildungen.

Nach kurzer Zeit bin ich fast an meinem Ziel angelangt.. Groß und düster ragt das Gebäude in der Ferne auf und wartet auf meine Ankunft. Wie jeden Tag werde ich durch seine dunklen Türen eintreten und am Abend durch sie das Gebäude verlassen. Ich werde meine täglichen Arbeiten verrichten, wie es schon gestern der Fall war und wie es morgen der Fall sein wird und für den Rest meines Lebens.

Ist es das, was du willst? Die Stimme ist so plötzlich da wie zuvor und ich schrecke zusammen.

Wieder kommt sie mir bekannt vor und ihre Frage verwirrt mich aufs Neue. Sie schwirrt durch meinen Kopf auf der Suche nach einer Antwort. Ich runzle die Stirn und gebe dem Drängen nach, überlege, ob es das ist, was ich will. Will ich jeden Tag das tun, was ich jetzt tue, und das immer und immer und immer wieder?

Willst du das wirklich? Langsam schüttele ich den Kopf, noch immer in Gedanken versunken, während meine Schritte verebben und ich unschlüssig stehenbleibe. Über mir strahlt der graue Himmel seine Düsternis aus und lässt weiter Ascheflocken auf mein Haupt regnen.

Ich hebe den Kopf, lasse die Schranken meines Geistes fallen, und mit einem Mal ist mir alles klar. „Ich werde frei sein“, sage ich zu niemand Bestimmten, und obwohl ich nicht weiß, wie sich lächeln anfühlt, strahle ich über das ganze Gesicht, bevor ich kehrtmache und davonlaufe.

Ein Sonnenaufgang ist es, den das Mädchen betrachtet, während in der Ferne die Schwarze Stadt unheilvoll leuchtet. Das Herz des Mädchens aber ist tapfer und mutig ihr Geist. Am Horizont färben die ersten Sonnenstrahlen den Himmel in eine Kakophonie aus Grau und Rot und silbern schimmert das Land unter der Last vergangener Zeiten, das Mädchen aber lächelt, als es mit der Linken sanft über die weiche Rinde des ersten Apfelbaumes streicht. Warm pulsiert das neue Leben unter ihrer Hand, und in diesem Moment weiß das Mädchen, dass es das richtige tut. Die Sonne geht auf und ein neuer Tag wird geboren. Die Dunkelheit wird vergehen im Angesicht der Zeit.

... Und das Mädchen?

Das Mädchen wird weiterhin Hoffnung schenken – und irgendwann, eines fernen Tages, da wird die Welt in Licht und Farben getaucht sein.

Und alles wird gut werden.

„Wach auf.“

„Maeve, wach auf.“

Ich öffne die Augen und blicke in sein von den ersten Sonnenstrahlen des Tages erleuchtetes Gesicht. Ein Lächeln umspielt meine Lippen, als ich mich langsam aufrichte und meine Stirn an seine lege.

„Es wird alles gut werden“, sage ich leise und spüre seinen warmen Atem auf meinen Lippen. Mein Blick wandert nach rechts, wo ich die Erwachsenen arbeiten und die Kinder spielen sehe. Eine Katze tollt mit ihnen herum, und für einen Moment denke ich, dass es Glimmer ist.

„Ja“, sagt Adam leise, indem er meinem Blick folgt und meine Hand hält. „Es wird alles gut werden.“

Inmitten der New Yorker Börse

16. Mai 2045...

Es ist 6.00 Uhr, irgendwie versuch ich mich aus dem Bett zu zwingen.

Einzelne Sonnenstrahlen scheinen durch die Ritzen meines Rollos, während sie den nervigen Staub aufwirbeln, welcher das Zimmer ziemlich schmutzig erscheinen lässt. Ich schleppe mich in mein Badezimmer, alles verrostet.

In New York kann halt nicht jeder Erfolg haben. Aus meinem einst guten Leben, ist sowas geworden. Ich wasche mich, schaue in den kaputten Spiegel.

Zeit habe ich nicht, genauso wenig wie Geld. Wieder mal werd ich mit Kaffee und Zeitung bewaffnet auf einer Bank in der New Yorker Börse

sitzen, 12 lange Stunden lang, für so ziemlich nichts. Mit meiner

Abfindung hab ich in eine Firma investiert, die ziemlich erfolgreich

zu sein scheint. Ein kleiner Hoffnungsschimmer in einer von Kommerz

zerfressenen Welt, der mich, besonders mein Leben, in nächster Zeit

vorantreiben soll. Genug gewaschen, ich trockne mich ab und gehe zum

Kleiderschrank, um meinen halbwegs gewaschenen Anzug rauszusuchen und

anzuziehen. Nachdem anziehen des Anzugs betrachte ich mich selbstkritisch

im Spiegel. Was ist nur aus mir geworden? Ich ziehe meine verdreckten

und abgestoßenen Schuhe über die, mit Blasen übersehten, Füße.
Der Schmerz der 3 Kilometer laufen, die so langen Märsche,
zur New Yorker Börse, interessieren mich nicht im Geringsten.
Ich habe gelernt, mit dem zu leben, was ich hab, auch wenn es sehr wenig ist.
Im Treppenhaus treffe ich die gewohnten Obdachlosen. Es ist eigentlich
schon sehr lustig, dass ich mich über mein Leben beschwere, wenn
ich sehe, wie es andere getroffen hat. Naja, ich versuche sie möglichst
zu ignorieren, da ich Angst davor hab, mal ausgeraubt zu werden.
Klingt ziemlich klischeehaft, jedoch passiert sowas in unserer, von
Gier verschlungenen Gesellschaft gerne.

Unten angekommen, versuche ich eine Lücke in der bewegenden Menschenmenge
zu finden, um mich mit einzureihen. Wie ein Fließband geht jeder sein
gewohntes, angepasstes Tempo, schnell vorankommen kann man hier nicht.
Fast keine Autos auf den Straßen New Yorks, niemand kann sich mehr eins
leisten. Ich überlege auf der Straße zu gehen, notfalls auf die andere
Seite wechseln, wenn ein Auto kommt. Auch wenn es zweifelhaft und dumm klingt,
tu ich es, was hab ich denn zu verlieren? Straßen leer, bis auf mich,
derjenige, der sich von anderen abhebt, ohne aufzufallen, weil jeder nur
mit sich beschäftigt ist. Nichtmal kurze Blicke, die mich erhaschen,
also mach ich weiter, das erste Auto auf mich zu kommend, ich wechsele
auf die andere Spur. So geht's schneller, als mich in das System einzufügen,
das heute existiert. Die schwarzen Wolken, die über der Stadt, die über das
ganze Land schweben, Industriewolken, an jeder Ecke sieht man Industrien.
Billige Metallverarbeitung, das Gebäude jederzeit einstürzend, daneben eine
Metallindustrie... Welch Ironie. Stellvertretend für unsere Gesellschaft,
nur dass heutzutage auch die Bösen arm sind.

Mein langer Marsch scheint unterhaltend, denn ich sehe in jeder Ecke Dramen,
Dramen, die ziemlich Klischeehaft sind, Mütter, die ihre Kinder anschreien,
bettelnde Penner, einer läuft auf mich zu... Und ein Auto im gleichen Moment.
Augen nur für mich, im nächsten Moment gar kein Bewusstsein mehr habend.
Die Leiche bleibt unbemerkt, sowas schockt heutzutage keinen mehr.
Anders gesagt, niemand hat Zeit dafür, sich um sowas zu kümmern, wir sind
Sklaven der Desinteresse. Hinter mir ein anderer Penner, der sich die Kleider
des Toten schnappt und schon gleich der dümpelnden Masse anbietet. Keiner
hat Interesse an den blutigen Klamotten, bis ein halbnackter Mann kommt und
dem Penner die Klamotten aus der Hand reisst. Es kommt zu einer Alltagsprügelei,
der Auslöser, also der Halbnackte, geht zu Boden, wird tot getreten. Ganz normal.
Nach der Alltagsunterhaltung, welche niemanden so wirklich unterhältet,
bin ich bei einer Baustelle angelangt. Die Menschenmassen herum, einer fängt an
auf die Baustelle zuzulaufen, banal wie diese Person scheint, will sie einen
Bagger klauen, wie witzig. Kommt nichtmal zum Starten des Mehrtonners,
er wird von den breiten Bauarbeitern zurückgezerrt, schließlich auf die Strasse
geworfen, um sich wieder der Masse zu fügen. Er gibt auf, den Bagger zu ergattern.
In dieser Gesellschaft würden einige wohl alles tun, nur um an Geld, oder
an etwas verwertbares zu kommen.

Ende des langen Marschs, ich stehe vor der einst so pracht- und prunkvollen
New Yorker Börse, die Wände sehen gut aus - für heutige Verhältnisse.

Verhältnisse, in denen sich um Pappkartons geprügelt wird, nur um ein "Zuhause" zu haben. Ich fasse an die rostigen Stangen der Eingangstür, angeekelt drücke ich gegen die Tür, und trete in das Gebäude. Beleuchtung kommt nur von den Bildschirmen und der Außenwelt, dessen Slums man durch die verdreckten Fenster beobachten kann. Die Penner gucken uns an, als wären wir etwas anderes, als wären wir Aliens für sie, als wären wir eine Randgruppe. Wie dem auch sei, ich gucke auf die Bildschirme, die schon viele Risse haben, der Bildschirm sieht aus, als wäre ein Spinnennetz drüber gesponnen. Die Statistiken werden angezeigt, viele Firmen machen mal wieder Minus, wie war es anders zu erwarten. Nach ein paar Stunden, wahrscheinlich, da keine Uhr dort war, holte ich mir einen billig produzierten, jedoch teuer verkauften Kaffee und die tägliche Zeitung. Ich blätterte durch, nach dem durchlesen, was blieb mir anderes übrig, guckte ich wieder auf die Bildschirme... Meine Firma macht überraschenderweise Gewinn, mir schlägt ein breites Lächeln auf's Gesicht. Anscheinend hat meine Firma als einziges Gewinn gemacht. Ich sah mich in dem großen Gebäude um, und mir schlag ein sarkastisches Lächeln ins Gesicht, als ich sah, dass ich der einzige im Gebäude war.

Der Rückweg, so unbeschwerlich wie noch nie, ich hatte ein breites Grinsen, einen lockeren Gang, und keinerlei Bedenken für die Zukunft.

Zuhause angekommen, ich schalte den Fernseher ein, den Röhrenfernseher, den ich auf der Straße gefunden hab. Die News senden, ich höre mir Berichte über Berichte an: "Die Wirtschaft ist zusammengebrochen... die Wirtschaft existiert nicht mehr..."

Ein Tag – Drei Einblicke

Arbeitsprotokoll 207 – Abteilung Sicherheit

(09:23) [Eingehender Anruf]

(09:23) Hallo! Sie sind verbunden mit der Abteilung Sicherheit der Übergangsregierung. Wie kann ich Ihnen helfen?

(09:24) [Atemgeräusche]

(09:25) Hallo? Bitte sprechen Sie mit mir.

(09:25) [Geflüstert] Ähm, ja, ich befinde mich in ... Sektor 7, der von Ihnen, glaube ich, vor einer Woche frei gegeben worden ist. [Rascheln]

(09:26) Ja, dieser ist letzten Montag freigegeben worden. Wo liegt das Problem? Brauchen Sie einen Notfallwagen?

(09:26) Ich weiß nicht. Hier ist etwas. Es hat mich angeschaut.

(09:26) Okay. Ich werde jetzt Ihren Standpunkt orten und einen Wagen schicken. Beschreiben Sie mir, was passiert ist und was Sie gesehen haben.

(09:28) [Panisch] Schicken Sie keinen Wagen! Sie müssen den Sektor wieder sperren! Sie wissen nicht, was hier ist!

(09:28) Versuchen Sie bitte ruhig zu bleiben, Hilfe ist unterwegs. Wie heißen Sie?

(09:29) [Gepresst] Schreiben Sie auf meinen Grabstein: Hobbyentdecker Rami – In der 9. Klasse wegen Behördenfehler gefressen.

(09:30) Bitte beruhige dich, Rami. Beschreibe mir, was passiert.

(09:30) [Rascheln, Schritte auf hartem Boden]

(09:31) [Schweres Atmen] Also, ich wollte in Sektor 7 – freigegeben, wie gesagt – nach

Elektroschrott suchen. In einem alten Firmengebäude bin ich fündig geworden. Dann, im ersten Stock, bin ich auf die Toilette gegangen. Warum dürfte sich selbst erklären.

(09:32) Bitte beschreibe mir das Problem. Du sagtest, etwas schaut dich an und scheint gefährlich.

(09:32) [Aufgeregtes Flüstern] Es kommt näher. Es war schon in der Toilette. Es hat meine Hose gekriegt! Zum Glück nur die!

(09:33) Bist du verletzt? Was hat dich angegriffen? Bitte versuche, mir alles genau zu beschreiben.

(09:33) [Aufgeregt] Warum ist der Sektor freigegeben? Warum läuft hier dieses Ding rum?!

(09:33) Bitte, Rami. Versuche, ruhig zu bleiben.

(09:34) Das sagt sich so leicht, wenn man mit Hose am Schreibtisch anstatt ohne darunter hockt!

(09:34) Der Einsatzwagen ist bereits im Sektor. In ein paar Minuten kommt Hilfe, Rami.

(09:35) Es sieht sich um. Ich glaube, es ist verwirrt.

(09:35) Okay, Rami. Bleib ruhig. Was ist das für ein Wesen? Wenn du es mir beschreibst, kann ich dich eventuell unterstützen, damit dir nichts passiert.

(09:36) [Grummeln] Es ist ein verdammtes Ungeheuer! Was sollen Sie schon machen können?

(09:36) Rami, was siehst du?

(09:36) Starke, haarige Beine. Es läuft auf vier, nicht auf zwei. Sein Körper ist nicht so hoch, aber massig und schnell... Es schleift ein Stück meiner zerfetzten Hose mit sich rum! [Wimmern]

(09:37) Das Team ist jetzt im Gebäude. Kannst du mir noch mehr beschreiben?

(09:37) [Schweres Atmen] Es hat dunkle Haare überall. Seine Augen sind schwarz und grausam. Ich glaube, ich habe große, spitze Ohren auf seinem Kopf gesehen, aber vielleicht sind es so Hörner.

(09:38) Hat es irgendwelche Geräusche von sich gegeben?

(09:38) Ähm, so ein Hecheln und Knurren... Es ist gerade weggelaufen. Moment, ich höre Stimmen. Oh verdammt, es knurrt! Nein, es greift an!

(09:38) Rami? Rami, bist du da? Rami?

(09:39) [Anruf wurde beendet]

Freie Zeitung Quadrant Süd-West

Junge entdeckt zufällig Nachkomme eines frühzeitlichen Haustieres – Der Hund lebt!

Sektor 7 – Der vor 8 Tagen freigegebene Sektor scheint Nachkommen von den früher domestizierten Hunden zu beheimaten. Eines dieser Exemplare hat einen Jungen auf Erkundungstour angefallen, er blieb jedoch unverletzt. Das Rettungsteam konnte den Hund leider nicht einfangen, da er wegen seiner Angriffslust unschädlich gemacht werden musste. Die Übergangsregierung kommentierte den Vorfall heute Morgen: „Der Vorfall bekümmert uns sehr. Ein menschliches Versagen konnte allerdings nicht festgestellt werden. Die Überwachungsprogramme, auf die sich die zuständigen Beamten bei der Freigabe beziehen, richten sich zum Großteil nach den Daten, die vor dem Kollaps erstellt worden sind. Damals galt ein domestizierter Hund grundsätzlich nicht als eine Gefahr für den Menschen, weswegen der Sektor als „sicher zur Begehung und Besiedlung“ freigegeben wurde. Neue Erkundungsteams begehen nun diesen und andere Sektoren, um eine Gefahr durch überlebende Haustiere auszuschließen. Biologen halten es nicht für ratsam, solche Tiere wieder in menschliche Siedlungen als Haustiere aufzunehmen, da nicht geklärt ist, auf welche Weise sie sich, möglicherweise gefährdend, verändert haben. Jeder Bürger, der ein Tier, sollte es auch ein früheres Haustier sein, in eine Siedlung mitnimmt, wird weiterhin aus der Siedlung ausquartiert. Sicherheit geht vor im Jahre 389 nach dem Kollaps!

Ramis Logbuch, 12.05.389

Ich kann kaum glauben, dass diese „Hunde“ irgendwann einmal mit Menschen zusammen gelebt

haben sollen. Das sind gefährliche Wesen! Ich habe es selbst erlebt. Aus alten Büchern wurden heute in der Schule Bilder von „Hunden“ gezeigt. Naja, einige sehen schon lustig und echt nicht gefährlich aus. Da war so ein winziges Ding mit Locken! Ich mein, Locken mit vier Beinen?! Muss echt ne Freakshow gewesen sein, damals mit diesen „Haustieren“ in der Stadt. In der Freiarbeit hab ich dann auch von anderen „Haustieren“ gelesen. Besonders gut finde ich diese Vögel, die immer wieder nach Hause fliegen und Nachrichten überbringen können. Vögel habe ich schon öfters gesehen, aber nur aus der Ferne. Dass sie auch so nützlich sein können, ist echt ne super Sache. Die fliegen ja auch beim Strom- oder Satellitenausfall und müssen nicht ständig repariert werden. Und sie machen selbst neue Modelle von sich!

Waffen des Friedens

So mancher mag die Idee gut gefunden haben. Es klingt ja auch zu verlockend, der perfekte Krieg, keine toten Zivilisten, keine toten Soldaten, nur ein paar tote Nullen und Einsen. Eine komplette Invasion konnte so durchgeführt werden, ohne einen einzigen Ziegelstein zu verschieben, gar einen ganzen Weltkrieg konnte man so ausfechten, ohne auch nur ein Haus zu zerstören.

Als die vereinten Nationen kurz nach den Olympischen Winterspielen 2026 beschlossen hatten, dieses neue System einzuführen, war es als das Ende aller Gewalt, aller Diktaturen, allen Übels auf der Welt gefeiert worden. Die Idee erschien so genial, wie sie simpel war: Wenn Schlachten nicht mehr auf realem Boden ausgefochten werden, sondern in einer virtuellen Welt, wo es nur Soldaten gibt, wird es in keinem Krieg mehr auch nur ein einziges ziviles Opfer geben. Selbst die Verluste in den Reihen der Armeen wären keine mehr, denn es würden nicht mehr als ein paar Daten gelöscht werden. Krieg ohne Tote – ein Traum der gesamten Menschheit.

Die Arbeit begann am 05. April 2021. Es war das erste militärische Forschungsprogramm gewesen, das unter der Flagge der UNO vorangetrieben wurde und an dem Wissenschaftler aus allen Teilen der Welt, unabhängig von politischen Ideen, religiösen Ansichten oder ethnischen Zugehörigkeiten, zusammengearbeitet hatten. Forscher aus den USA, Japan, Deutschland, Korea, Südafrika, Brasilien, Frankreich, Israel, China und Ägypten waren an der Entwicklung beteiligt, ein jeder ein hochspezialisierter Fachmann auf seinem Gebiet und alle hatten sie bereits hochdotierte Preise gewonnen.

Ihre Aufgabe war es, eine künstliche Realität zu schaffen. Ein Computerprogramm, das die Erde eins zu eins nachbilden konnte, mit all ihren geographischen, physikalischen und chemikalischen Eigenschaften. Ein Programm, das sämtliche Wetterveränderungen in der realen Welt registrierte und sie in diese virtuelle Welt übertrug. Und, besonders wichtig, mussten sie ein System finden, mit dem sie das Bewusstsein der Soldaten in diese Parallelwelt übertragen konnten. Dreieinhalb Monate entwarfen die Experten Konzepte, nur um sie sofort wieder zu verwerfen, bis ein japanischer Ingenieur die Idee hatte, den Menschen an spezielle Elektroden anzuschließen, die einerseits dessen Gehirn stimulieren, um so die vom Computer errechnete virtuelle Realität in seinem Kopf abzubilden, andererseits jedoch auch seine Gehirnaktivitäten messen, um einen Avatar durch die künstliche Umgebung zu steuern. Diese Idee war schlussendlich der Durchbruch. Mit derartigen Techniken hatten sich bereits führende Hardware-Entwickler, besonders im Bereich der Videospiele beschäftigt, um neue Steuerungsmöglichkeiten zu haben, und so hatte man bereits ein solides Fundament, auf dem man aufbauen konnte.

Die Arbeit ging zügig voran. Am 19. Oktober 2023 wurde die erste Testperson, ein Pilot der kanadischen Luftwaffe, in die virtuelle Realität geschickt, im Verlaufe des folgenden Jahres wurden mehrere Testgefechte ausgetragen und am 01. Juni 2025 schließlich begann die offizielle Testphase mit Armeen aus allen Ländern der Welt. Am 31. Dezember des selben Jahres wurden die Tests schließlich erfolgreich beendet, so dass der Einführung dieses Systems nichts mehr im Wege stand. Erwartungsgemäß warteten die Vereinten Nationen nicht sehr lange. Nach den Winterspielen, am 27. Februar 2026, wurde der sogenannte UNO-Dreifachbeschluss verabschiedet. Er legte die Einführung des Virtual Reality Combat System, kurz VRCS, genannten Programms zum 01. Januar

des folgenden Jahres fest, verbot gleichzeitig den Besitz jeglicher Waffen in der realen Welt und bestimmte harte Strafen für Staaten, die gegen diese Konvention verstießen.

Staats- und Regierungschefs aus aller Welt triumphierten, die Europäische Union verkündete den Sieg der Menschlichkeit über die Schrecken des Krieges und die Arabische Liga war der Meinung, dass nun endlich all die großen Projekte angegangen werden konnten. In aller Welt feierten die Menschen das Ende jeglicher Waffengewalt. Man war sich einig, der nächste Schritt musste die Rettung des Weltklimas sein, bevor anschließend die Ressourcenknappheit beseitigt werden würde. Nach den Erfolgen des VRCS herrschte die Überzeugung, dass der Mensch mit seinem überlegenen Intellekt jedes Problem lösen kann. Eine allgemeine Euphorie verbreitete sich über das Erdenrund. Doch in der Begeisterung über das Erreichte hatte man zwei entscheidende Punkte übersehen. Erstens, das VRCS war ein Computerprogramm und somit ein potenzielles Ziel für ambitionierte Hacker. Würde es jemand schaffen, die Sicherungsmechanismen zu knacken, konnte er die Weltpolitik auf den Kopf stellen, sich schlimmstenfalls sogar zum Herrscher über die Welt krönen. Dieses Problem jedoch erkannte man nach einem gescheiterten Hackerangriff im Jahre 2029 und verschärfte die Sicherheitsvorkehrungen, um weiteren Angriffen zuvorzukommen. Bis heute werden die Programme regelmäßig aktualisiert und so kam es, dass das VRCS auf diese Weise nie geknackt wurde.

Zweitens, und das war das entscheidende Problem, wie sollte man ein solches System dauerhaft durchsetzen? Zwar war der UNO-Dreifachbeschluss einstimmig verabschiedet worden, doch wie sollte man ohne Waffen Rebellengruppen oder Terroristen bezwingen können? Wie sollte man sich gegen Kriminelle zur Wehr setzen und wie solche Staaten bezwingen, die gegen die Konvention verstießen?

In Bezug auf Verbrechensbekämpfung erkannte man die Schwachstelle des Systems relativ zügig, weshalb es Polizisten schon Mitte 2027 wieder gestattet wurde, Schlagstöcke und Elektroschocker mit sich zu führen. Doch alles Andere blieb unerkannt, niemand realisierte die Probleme, niemand unternahm etwas gegen sie. Warum auch? Über ein Jahrzehnt lief schließlich alles gut. Kein einziger Schuss fiel in der realen Welt.

Dann, im Jahre 2038, erschütterte eine Serie von Terroranschlägen die Weltgemeinschaft. Auf Regierungssitze überall auf dem Globus wurden Bombenanschläge verübt, in mehreren belebten Einkaufszentren gab es Amokläufe, führende Politiker wurden auf offener Straße erschossen. Und dank ihres UNO-Dreifachbeschlusses waren die Menschen machtlos, denn niemand besaß eine Waffe und nur mit Elektroschockern konnte man keine international agierende Terroristengruppe ausschalten. Das hochgelobte VRCS war machtlos, denn keine der militanten Personen hielt sich in der virtuellen Realität auf. Die einstige Waffe gegen den Krieg war zu einer gegen den Frieden geworden.

Es folgte ein Jahr der Stagnation, der ethischen Debatten und der Kundgebungen. Die Welt war gespalten über das weitere Vorgehen in dieser Situation, repräsentative Meinungsumfragen schwankten zwischen 48 und 52 Prozent Zustimmung für das VRCS. Sollte man die Welt wiederbewaffnen und die Terroristen vernichten oder weiter auf seinen Prinzipien beharren, gegen alle Widrigkeiten? Trotz hitziger Diskussionen geschah ein Jahr lang nichts, während die Anschläge immer weiter gingen.

Man näherte sich dem hundertsten Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges. Geplant war eine große Gedenkveranstaltung in Danzig gewesen, doch der Großteil der geladenen Gäste sagte ab, weil an diesem Tage die UNO-Vollversammlung tagte. Die große Diskussion begann bereits um sieben Uhr morgens mit einer Rede des Generalsekretärs.

Der ganze Tag bestand nun aus Vorträgen, Diskussionen, Anschuldigungen, Behauptungen und Abstimmungen. Gegen elf Uhr mittags fand der erste Wahlgang statt – ohne Ergebnis. Ein Patt. Man diskutierte weiter, wählte gegen drei Uhr erneut, diesmal mit knapper Mehrheit gegen die Wiederbewaffnung, doch die Befürworter monierten Unregelmäßigkeiten bei der Abstimmung, die Wahl wurde für ungültig erklärt. Knappe zwei Stunden später folgte die Wiederholung, diesmal ein

hauchdünner Vorsprung für die erneute Aufrüstung, doch nun waren es die Gegner, die Fehler beim Urnengang beanstandeten. Auch dieser Wahlgang wurde für ungültig erklärt. Die Diskussion ging weiter, es wurde geflüstert, geredet, geschrien, bis tief in die Nacht hinein. Zwei weitere Wahlgänge endeten erneut mit einem Patt, bis man sich schließlich auf einen Kompromiss einigte. Im sechsten Wahlgang schließlich erfolgte endlich der Durchbruch. Mit einer Zustimmung von neunundsechzig Prozent nahm die Vollversammlung den Vorschlag des Generalsekretärs an: Beibehaltung des VRCS für die Austragung bewaffneter Konflikte, im Gegenzug jedoch erfolgte die Bewaffnung der Blauhelm-Soldaten, welche die Terroristen bezwingen und den Frieden dauerhaft sichern sollten. Die Welt jubelte erneut. Ähnlich wie dreizehn Jahre zuvor tanzten die Menschen auf den Straßen, weil sie, während sich der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zum hundertsten Mal jährte, der festen Überzeugung waren, dass mit der Wiederbewaffnung der Welt der Frieden geschenkt wurde. Sie feierten das größte Paradoxon der Geschichte: Nur Waffen sichern Frieden. Waffen des Friedens sozusagen.

All you need is love

Lächelnd blicke ich aus dem offenen Fenster, hinaus in die untergehende Sonne. Die warmen Strahlen der Sonne kitzeln sacht meine Haut, während sie den Himmel zum tanzen brachte. Purpurrote, bis Pfirsich. Bei genauer Betrachtung fiel einem der sachte Schleier Cameo auf, der sich sacht unter die anderen Farben mischte und dem Sonnenuntergang eine einzigartige Note gab. Eine - so bildete ich mir ein - die es nur in Rab zu sehen gab. Den dort mischte sich das glasklare Wasser mit dem Schein des Lichtes und reflektierte das Licht so, dass es eine völlig neue Farbkomponente zu der, am Himmel erscheinenden hinzufügen konnte. Theoretisch war dies auch in all den anderen Orten möglich, die an der Küste gelegen waren, oder sich gar im oder unter Wasser befanden. Wobei, wenn ich ganz ehrlich war, war es sowieso ein völlig anderes Erlebnis, einen Sonnenuntergang unter Wasser mit zu erleben. Leider war mir das bis jetzt nur wenige Male vergönnt gewesen, als ich die Unterwasserkolonie von Sherin - einer guten Freundin meiner Familie - besucht hatte. Das mir dies überhaupt erlaubt war, war ein großes Privileg, da ihre Rasse uns Menschen zwar freundlich gesinnt war, doch allgemein ein großes Misstrauen gegenüber anderen Arten hegte. Und wenn ich ehrlich war, war dies verständlich, wenn man bedachte, was ihrer Art in der Vergangenheit alles zu gestoßen war. Es ist schon traurig, dass die Lebewesen früherer Zeiten nichts anderes im Sinn hatten, als ihre Macht zu vergrößern. Ein Schicksal, das auch die Menschheit durchgemacht hatte. Manchmal, da war ich wirklich froh, dass ich das Glück hatte nicht in so einer Zeit geboren zu sein. Einer Zeit, welche von Gier, Hass, Macht & Geld kontrolliert war. Eine Zeit, in der das Wohl weniger wichtiger Wahr, als das Wohl vieler. Das Wohl der Reichen mehr zählte, als das der Schwachen oder gar der Kranken. Ich hatte oft von dieser Zeitperiode gelesen - ich war ein von Natur aus wissensdurstiger Mann - und hatte oft nur lächeln können. Lächeln über so viel Unwissenheit und Dummheit. Deshalb faszinierte es mich um so mehr, dass wir es geschafft hatten, dass zu ändern. Dass es gelungen war den Krieg auf der Welt zu schlichten, den Hass zu beseitigen, und liebevoll und gerecht mit einander um zu gehen. Wer wüsste, ob wir heute noch leben würden, wenn die Menschen von früher nicht ihre ganzen Atomwaffen und Atomkraftwerke abgestellt hätten. Ich hatte schon oft spekuliert, ob es wohl zu einem dritten Weltkrieg gekommen wäre. Ich hatte mich letzten Endes für "Ja" entschieden. Es wunderte mich sowieso, dass es dazu nicht gekommen war. Allerdings bezweifle ich, dass viel gefehlt hätte, um dieses Ereignis aus zu lösen. Heute bin ich sicher, hätten wir den ersten Kontakt zu den Naitsirhc nicht hergestellt, dann wären wohl weder ich, noch irgend ein anderes Humanoides Lebewesen mehr existent. Noch bevor ich den Gedankengang zu Ende denken konnte, klingelte es an der Tür. Um ehrlich zu

sein erwartete ich keinen Besuch, doch bei mir konnte man nie wissen, welcher Gast auf die geniale Idee kam, mich einmal zu besuchen. Immerhin, war ich nicht gerade unbekannt, immerhin war ich ein hochrangiges Mitglied der Raumflotte.

Als ich jedoch die Tür öffnete, stand niemand anders davor, als meine eigene Tochter, die mich mit zwei großen traurigen Augen anblickte. "Ich wusste nicht wo ich hin sollte. Darf ich rein kommen?", brachte sie kaum hörbar hervor. Ihre zarte Stimme, die sonst von Liebe und Selbstvertrauen strahlte, klang schwach und kratzig, fast zerbrechlich. "Setz dich doch, Shem", deutete ich ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen. Sie nickte stumm und nahm dann Platz. Ihr sonst so liebliches Gesicht schien verweint, ihr langes schwarzes Haar trocken und spröde. Auch wenn sie sich mühe gab ihre Emotionen zu unterdrücken, konnte ich doch in ihren Augen lesen, dass sie einen Schmerz mit sich herum trug, der sie wohl sehr belasten musste. Sacht strich ich ihr über die Wange, worauf sie mich mit ihren kristallblauen Augen anblickte. Sie hatte meine Augen, was mich oft mit Stolz erfüllte. Der Grund hierfür lag darin, dass sie nicht nur menschlich war. Ich war zwar ein Mensch, doch ihr anderer Vater war Regniziw, - eine Rasse, die sich durch ihre orientroten Augen, ihre Nachtschwarzen Lippen und ihr grünes Blut auszeichnete. Merkmale, die auch Shem aufwies - bis auf die Augen.

In eben diesen konnte ich lesen, dass sie den Kampf bereits verloren hatte. Den Kampf gegen ihre Gefühle. "Ich habe mich mal wieder mit Christian gestritten", brachte sie schließlich kaum hörbar hervor. Auf einmal erstarb mein Lächeln und mein Gesicht wurde ernst. "Es war mal wieder nur wegen einer Kleinigkeit, nichts bedeutendem". Während Sie erzählte senkte sie ihren Blick zu Boden. Ich wusste, dass sie log. Dass der Streit wohl nicht so harmlos war, wie sie ihn mir verkaufen wollte, doch ich schwieg. Mein Misstrauen gegenüber Christian war der Grund, weshalb unser Verhältnis gelitten hatte. Und ich wusste auch, dass nicht ich es war, denn sie gehofft hatte hier an zu treffen, sondern meinen Mann - Shuu.

Ich beneidete seine Rasse oft für ihr Übermaß an Vertrauen. Eine Rasse, die dem Hass schon lange abgesagt hatte. Eine Rasse, die nach der Liebe lebte. Es gab keinen Hass, keinen Streit, keinen Krieg, keine Wut, keine Gewalt solange nur die Liebe zählte. "Wie haben du und Dad das damals hin bekommen...gab es nicht auch bei euch zwei Probleme, wegen eurem...". "Nein! Wir hatten niemals ein Problem Aufgrund der Tatsache das wir beide Männer sind! Wir akzeptierten uns, genau wie unsere Freunde, unsere Regierung & seine Rasse. Wir leben nicht mehr im 21. Jahrhundert in dem die Menschen noch homophob waren. Heutzutage sollte es keine Rolle spielen welches Geschlecht man hat! Alles was zählt ist Liebe!".

Während ich sprach hatte ich mich erhoben. Wir hatten diese Art von Gespräch schon oft. So oft, dass ich aufgehört hatte zu zählen. Ich versuchte meinen Blick auf das Bücherregal uns gegenüber zu Häften, versuchte meine Wut ab klingen zu lassen. Doch auch ich wusste, dass dieser Kampf sinnlos war. Ich war schon immer ein Mann mit starken Emotionen gewesen. Eine Eigenschaft, die Shuu so an mir liebte. "Die Fisif sind doch eine intelligente und fortgeschrittene Rasse, wieso musst du dir dann ausgerechnet den sexistischen Fisif von allen aussuchen, den es wohl je gegeben hat!" Nun kam Leben in die blau leuchtenden Augen und ihre Hände ballten sich zu Fäusten. "Das ist nicht wahr!", schrie sie. "Ach ja? Dann sag mir, wieso ihr streitet! Sieh mir in die Augen und sage mir, dass es NICHT wegen deinem Geschlecht ist! Und das nur weil du eine Frau bist! Das nur, weil die Fisif sieben verschiedene Geschlechter kennen, das ist doch lächerlich! Und wenn er dich wirklich lieben würde, wäre ihm dein Geschlecht auch egal!" Auf einmal stiegen Tränen in die Augen der Frau vor mir. Ich hatte es geschafft. Ich hatte es schon wieder geschafft sie zum Weinen zu bringen. "Ich glaube daran, dass wir Seelenverwandt sind. Ich mache Fehler, nicht er!", hauchte sie. Inzwischen war auch sie aufgestanden. Ihr Körper zitterte. Doch ob vor Wut oder Schmerz, konnte ich nicht sagen. "Ach ja und was soll dein Fehler sein? Das du geboren wurdest?". Ich ging zögernd einen Schritt auf sie zu und noch bevor ich mich versah, schlang sie ihre Arme um mich und ließ all dem Schmerz Luft, der sie dazu bewegte hatte hier her zu kommen. Die warmen Tränen liefen aus ihren Blauen Augen über ihre rosigen Wangen. Ein Schleier aus kühlem Nass bedeckte

ihr Gesicht, während sie ihren Körper an mich drückte und ihren Kopf schuttsuchend auf meiner Schulter ablegte. Zärtlich und liebevoll nahm ich meine Tochter in den Arm und fuhr ihr über den Rücken. "Schon ok. Bleibe so lange du willst. Dein Dad kommt auch bald nach Hause", flüsterte ich ihr leise ins Ohr. Wenn wir Menschen es geschafft hatten, wieso konnten es dann nicht die Fisif auch? Wieso konnten wir nicht alle in Frieden leben? Wieso durften wir nicht lieben, wen wir wollten? Was war das für eine Welt, in der das Glück von fiktiven Werten und Normen beherrscht war? Ich wünschte mir, meine Tochter könnte in einer Welt leben, in der alle Geschlechter gleichberechtigt waren. Einer Welt, in der das einzige was man brauchte Liebe war.

Zukunftsversprechen

Wir befinden uns im Jahr 3040 .Der Klimawandel herrscht mit seinem gnadenlosen Wesen über die Erde. Anfang 2020 begannen die schlimmsten Auswirkungen des Treibhauseffektes: Überschwemmung vieler Küsten, tropische Wirbelstürme gewaltigen Ausmaßes und viele weitere mehr. Im Laufe der letzten 120 Jahre kamen immer mehr Folgen hinzu. Unsere Geschichte spielt in Europa, wo die beiden Ehepartner Holzer mit ihren drei Kindern Alexander, Ria und Sarah in einem Dorf des Bundeslandes Bayern, leben...

Vorsichtig ziehe ich das Pflaster von meiner Hand und halte vor Angst die Luft an und kneife dabei meine Augen zu. Hat sich etwa ein ringförmiger, roter Ausschlag auf meinem Handrücken gebildet? Ich traue mich immer noch nicht die Augen aufzumachen und mich somit ich der Wahrheit entgegenzustellen. Hätte ich doch nicht so lange auf diesen verdammten Baumstumpf gesessen! Ich wusste doch, wie gefährlich es ist von einer Anopheles-Mücke gestochen zu werden. Ich halte nochmal die Luft an und zähle bis drei. Langsam öffne ich meine Augen im Sekundentakt immer nur einen Spaltbreit. Schließlich starren meine Augen auf meinen unversehrten Handrücken. Ich könnte heulen vor Freude, ehrlich jetzt. Aber dann würden mich meine Eltern mit hochgezogenen Augenbrauen ansehen und wissen, dass es sich nicht nur um einen Dornenstich handelte. Aufgrund des feucht-warmen Klimas hier in Europa ist die Infektionsrate sehr hoch, schon ein offener Dornenstich könnte böse ausgehen. Deswegen war es für mich auch nicht sehr schwierig ein Pflaster von Papa zu bekommen ohne damit sein Misstrauen zu erwecken. Ja, manchmal ist der Klimawandel doch nicht schlecht. Sofort verwerfe ich diesen Gedanken wieder. Wie konnte ich nur gerade so was denken?

Gerade der Klimawandel ist doch daran schuld, dass ich, meine Familie und Freunde so leben müssen. „Riaaaa! Essen!“ Die hohe und ungeduldige Stimme meiner Schwester reißt mich aus meinen düsteren Gedanken. Ich reiße den Vorhang, der mein Zimmer und den Flur trennt, beiseite und mache mich auf den Weg in die Küche. Dabei stelle ich mir vor, wie schön es wäre eine Tür aus Holz mit einem Schloss zu haben, damit meine kleine Schwester Sarah nicht mehr so plötzlich in mein Zimmer stürmen kann. Doch Holz ist aufgrund der ständigen Waldbrände ein Luxus, den sich Mama als Kindergärtnerin und Papa als Lehrer an unserer örtlichen Schule nicht leisten können. Wieder so eine Folge der globalen Erwärmung. Ich nehme auf meinem Kissen Platz und warte darauf, dass Mama endlich das Essen auf den Plastiktisch stellt. Neben mir sitzt Alex, mein Bruder. Er ist ein ziemliches Arschloch- bloß weil er auf dieser Akademie in Berlin studiert , wo nur die klügsten jungen Köpfe ganz Europa studieren dürfen. Ich glaube Alex studiert Chemie und irgendwas über erneuerbare Energien, so Sachen von denen ich nicht wirklich was verstehe. Brauche ich auch nicht, schließlich unterrichtet meine Walddorfschule nur das Nötigste, hauptsächlich bekomme ich die Sachen vermittelt, die ich später als Mutter im umweltfreundlichen Haushalt der modernen Familie von heute brauche. Tja, meine Zukunft ist ziemlich... vorhersehbar. So wie die der anderen Mädchen in Europa, die nicht das Zeug zur genialen Wissenschaftlerin haben und somit nicht an den weltberühmten Akademien studieren dürfen. Zurück zu meinem Bruder: er ist gierig, verrückt und einfach nur hochnäsiger, nur weil er dort studieren darf. Ich glaube,

er hält sich sogar für einen Heilsbringer, der die Welt vor der totalen Klimakatastrophe retten kann. Dabei weiß doch jedes Kind, dass wir Menschen nur die Zeit herauszögern können, bis uns das Leben hier auf unserem kaputten Planeten zu unwirtlich wird. Ich werde schon wieder aus meinen Gedanken gerissen, als sich mein Vater mit einem Seufzer neben mich setzt. „Manchmal habe ich das Gefühl, dass das Deutsch unserer Kinder immer schlechter wird. Die Deutscharbeit hat den bisher schlechtesten Durchschnitt des ganzen Halbjahres. Ria, Sarah wie wird denn euer Zwischenzeugnis ausfallen? Ria, du weißt, dass die zehnte Klasse dein Abschlussjahr ist. Und du Sarah, solltest die vierte Klasse auch nicht auf die leichte Schulter nehmen.“ Mein Vater und seine ewige Fragerei über die Schule. Reicht es denn nicht, dass es schon eine Intelligenzbestie in unserer Familie gibt? „Jaja, ist mir schon bewusst“, maule ich zurück.

„Ist mir auch bewusst“, plappert mir Sarah wie immer nach. „Bist du immer noch nicht imstande eigene Sätze zu bilden, Sarah?“ Alexander hebt eine seiner Augenbrauen nach oben und zeigt ein gehässiges Grinsen. Arschlochgesicht halt. „Wenigstens hat sie Charakter im Gegensatz zu dir, du Lackaffe!“

„Ria, hör auf damit! Alexander hat Recht und außerdem müssen wir ihn unterstützen – immerhin wird er uns in Zukunft ein schönes Leben ermöglichen.“ Meine Mutter kommt mit einer dampfenden Schüssel in die Küche und zeigt mir ein drohendes Gesicht. Leider hat sie sogar Recht damit. Wenn Alex erstmal fertig studiert hat, wird er vermutlich aufgrund seiner hervorragenden Leistungen eine Stelle im hohen Rat bekommen. Der hohe Rat: die klügsten und mächtigsten Menschen ab dem Erwachsenenalter, die über das Leben auf der Erde bestimmen. Sie bestimmen die Gesetze, über die Gesellschaft und so weiter. Sie sind die, die über die Zukunft der Menschheit und der Erde bestimmen und die dafür zuständig sind, das Problem zu lösen, wie die Menschen später der bald unwirtlichen Erde entkommen können und auf einem neuen Ort, höchstwahrscheinlich einem Planeten, neu anfangen können. Natürlich gleich zu Beginn umweltfreundlich.

Jedenfalls bekommen die Leute im hohen Rat als Gegenzug ein bequemes Leben, zum Beispiel tolle Häuser für die Familien der Mitglieder, super gute Klimaanlage, exotisches Essen, eine extrem gute Bildung für alle Kinder der Mitgliederfamilien. Die Häuser der Leute des hohen Rates liegen auf einem strengst bewachten Gebiet in Amerika. Papa hat mir mal erzählt, dass es dort wie in einer kleinen Stadt aussieht. Was zudem noch ziemlich verlockend klingt: Es soll dort einen Eisladen geben. Ich habe bisher noch nie Eis gegessen, habe jedoch schon Abbildungen von dieser Spezialität aus der Zeit vor den Folgen des Klimawandels gesehen und muss sagen: Es sieht verdammt lecker aus. Nun ja, ich muss mich bald daran gewöhnen, dass ich mit meiner Familie nach Alex Abschluss dorthin ziehen werde. Ich weiß, dass ich das alles eigentlich toll finden sollte, aber wenn die Leute dort genauso sind wie mein Bruder, kann ich gerne darauf verzichten. Außerdem habe ich mich an mein bisheriges Leben gewöhnt und habe schon echt schöne Zeiten mit meiner Familie und meinen Freunden trotz unserer Lebensumstände erlebt.

Endlich haben wir zu Ende gegessen und ich kann auf mein Zimmer zurückgehen. Doch als ich gerade aufstehe, klopft jemand gegen unsere Holztür- der einzige Holzgegenstand, den wir uns leisten konnten.

Mein Vater erhebt sich genervt und öffnet die Tür. Vor unserer Schwelle stehen zwei merkwürdige Männer mit seidenen Mänteln. Sie sind nicht von hier, denn sie tragen nicht die umweltfreundlich hergestellte Kleidung wie wir. Wer zum Teufel sind die? Sie schieben meinen Vater unsanft nach draußen und reden leise, aber dennoch aufgebracht auf ihn ein. „Mama, wer sind die? Wer sind die?“ Aufgeregt hopst Sarah um unsere Mutter herum, bis diese die Nerven verliert und meine Schwester eine Ohrfeige gibt und ihr zuzischt: „Sei endlich ruhig!“

Erschrocken starren ich und meine Geschwister unsere Mutter an. So kennen wir sie gar nicht! Nach einigen Minuten kommt mein Vater herein, totenblass. „Elisabeth, pack für die Kinder die wichtigsten Sachen ein und gib mir die Fahrkarten für die Fähre!“ Moment mal, was? Jetzt

verstehe ich gar nichts mehr! Die nächsten Minuten erlebe ich wie in Trance : mein Vater , der die aufgebrachten Männer versucht zu beruhigen, Sarah die anfängt zu weinen, Alexander, der sich vor Schock auf seinen Kissen hin und her wiegt und meine Mutter, die in unsere Zimmer rennt und ein paar Sachen von uns in unsere nie benutzten Lederkoffer steckt.

Dann werden meine Geschwister und ich mit Gewalt von unseren Eltern aus dem Haus geschoben, da wir uns vor lauter Schock fast nicht bewegen können. Wir werden in ein Auto gesetzt, vermutlich jenes der fremden Männer. Von wem auch sonst ? Es ist der normalen Gesellschaft verboten mit einem Auto zu fahren. Nur hohe Tiere in der Gesellschaft oder Mitglieder des hohen Rates ist es gestattet ein solches Fahrzeug zu besitzen und zu benutzen. Als uns schließlich dämmert, dass unsere Eltern nicht die geringsten Anstalten machen auch in das Auto zu steigen, löst sich der Schock von uns. Sarah fängt an zu schreien und auch Alex stimmt in das sirenenartige Geschrei meiner Schwester mit ein, sein kluger Geist scheint wohl doch nicht so ruhig zu sein, wie er sonst immer anmerkt. Die zwei Männer sitzen schon auf den beiden Vordersitzen, der eine lässt gerade den Motor an.

Plötzlich geht ein Ruck durch meinen Vater, er läuft auf das Auto zu, streckt seinen Arm durch das geöffnete Fenster, neben dem ich sitze und drückt mir einen Brief in die Hand.

„Hier Ria! Du und Alex, lest den Brief erst in Amerika! Versteckt ihn gut bei euch während der Schifffahrt !

Er ist der Schlüssel für eure Zukunft! Und der Schlüssel für die Rettung der Erde! Das ist mein Versprechen an euch und an die Zukunft!“

Dann prescht das Auto mit einem gewaltigem Satz nach vorn...

Was uns bleibt

Außerhalb des halbwarmen Raumes tropfte der Morgentau von den Ästen ab und dichter Nebel umwob die Natur, während die sterile Luft im Inneren lediglich vom Orchester der verschiedenen Wecker erfüllt war. Der Herbstwind brachte, obgleich in Begleitung des kalten Windes, sofern das System erneut vergessen hatte, die Fenster nachts zu schließen, ein Stück Erinnerung in die Zimmer des hochmodernen Gebäudes, in welches wir erst vor drei Monaten umgezogen waren. Es kam mir jedoch schon wie eine weitere Ewigkeit vor, so erdrückend sich die weißen, leeren und lieblosen Wände mir zu nähern schienen und so schwach die kleinen, bunten Lämpchen am Rand des Nachttisches leuchteten. Neben mir machte sich ein dezentes Regen unter der Bettdecke bemerkbar, als wollte es mir flüstern, dass es Zeit war, um aufzustehen, wenn es denn die müden Knochen noch alleine schafften und man nicht der Hilfe eines dieser grauen Scheusale bedürftig war. Ich stützte mich folglich mit meinen faltigen Handflächen an der tonnenschweren Matratze ab, schob mich langsam hoch, um anschließend meine knacksenden Beine eines nach dem anderen auf den Boden abzusetzen, direkt neben den Hausschuhen, die ich wie immer vor dem Schlaf dort positionierte, in der Hoffnung, man würde sie vor dem Morgen nicht fälschlicherweise als Müll identifizieren und entsorgen.

Auf einmal unterbrach mich das Öffnen der olivgrün gehaltenen Zimmertür. Mit ihrer Bewegung verstummten alle Wecker, das Bett meiner Nachbarin manövrierte sich mit einem auf Dauer verrückt machenden Ton in die Form eines Sessels. Als die Tür halb geöffnet war, hörte man bereits, wie ein Wesen hineinrollte, dass unmenschlicher nicht hätte erschaffen werden können. Dessen Beine erinnerten an ein bloßes, staubiges Skelett, welches im Biologielabor eines knauserigen Professors vergessen wurde, die Schuhe an das neuste Modell von Skatern, an denen wir früher unsere Freude auf den Straßen gefunden hätten, während man für das Design des Kopf wohl Kreaturen aus den Fantasy-Bestsellern unserer Zeit als Vorbilder genommen hatte. Statt der zwei natürlichen Augen eines Pflegers, starrte ich mit einem Bick zur Tür in ein neongrünes

Zyklopenauge, dessen flankierenden Lautsprecher die morgendliche Begrüßung in den Raum dröhnten, selbstverständlich zweisprachig, obwohl keiner von uns der englischen Sprache mehr mächtig oder gar gewillt war, diese so knapp vor seinem Ableben durch diesen maschinellen Lebensabschiedsgefährten zu erwerben. Das Modell „2100-Typ A“ unterlag einer ausgiebigen Gesprächsfreudigkeit, wobei es wie ein alter Ehemann auf Fragen nicht antwortete, sondern diese nur mit solchen erwiderte, um das Gespräch künstlich am Laufen zu erhalten. Für manche senilen oder dementen Einwohner dieses Hauses reichte dies aus, nicht umsonst aber galt meine Person hier als deplatziert. Das Scheusal schob einen kleinen Wagen mit seinen aus drei „Fingern“ bestehenden Händen vor sich her, auf dem drei Kapseln glänzend in die müden Augen fielen. Meine Zimmergenossin griff beherzt im Zuge eines Wimpernschlags zu, als handle es sich um selbstgebackene Kekse, deren Duft durch das Alter erloschen war, denn die Kapseln selbst waren geschmackslos. Nach der Einnahme erfolgte die tägliche Entführung der holden Maid, welche auch noch daran Gefallen fand, in diesem Ausmaß bedient zu werden. Das Modell „2100-Typ A“ gab ihr die notwendige Hilfestellung, um in den dem Bett vorgelagerten Rollstuhl zu gelangen. Unsanft packte er ihre Beine, fuhr ein Stückchen nach hinten und wenn sie nicht nachgeben würde, wohl mit ihren Beinen davon. Jedoch gelang der Vorgang für gewöhnlich, wie auch heute, und das Scheusal auf Rädern räumte das Feld zusammen mit meiner Mitleidenden, die ihm blind folgte, während ich zunächst das Fenster schloss, auch wenn mir ein Stück Natur in Form eines im Wind tanzenden Blattes gerade recht gekommen wäre.

Plötzlich öffnete sich erneut die Türe, nicht automatisch, sondern per Hand, eine Gegebenheit, welche früher als selbstverständlich empfunden wurde. Das fast schon fehlende Geräusch der rollenden Skater wurde durch das Trampeln zweier kleiner Wesen ersetzt. Meine Augen erblickten kein neongrünes Leuchten, sondern lächelnde Kinderaugen, strahlende Gesichter meiner Enkel und der vertraute Blick meines Sohnes, welcher den schwarzen Hut abnahm, als er mir gegenüberstand, sich herunterbeugte, um seine Arme um meinen gekrümmten Körper zu legen. „Guten Morgen, Vater.“

Abwasserkanalsystem

Im roten Sonnenlicht funkelte der Planet Erde matt. Eine strikte Ordnung herrschte auf dem Erdboden vor, ganz, wie es sich seine Herrlichkeit nach seinem Aufstieg vor einigen Jahren angeordnet hatte.. Es war das Jahr 2467 nach Christus und Massen an Soldaten patrouillierten durch die Straßen. Wer keinen Reichspass hatte, wurde ermordet, standgerecht erschossen. Die Bevölkerungsdichte war stetig gesunken, vor allem Erwachsene und ganz junge Kinder überlebten die ersten Jahre der Herrschaft nicht. Entweder waren sie zu arm, um in die neu aufgebauten Städte zu ziehen, oder weigerten sich wegen ihrem Stolz vehement, sich diesem Mann zu beugen. Das nagte sehr an den Menschen. Die ständige Angst, den Morgen nicht mehr zu erleben. Dazu kam es noch, dass auch die Menschen hingerichtet wurden, die nach Sonnenuntergang noch auf den Straßen anzutreffen waren. Da die Tage immer kürzer wurden und die Nächte immer länger, waren viele trotz diesem Verbot gezwungen, nachts hinauszugehen, um ihr Geld zu verdienen. Auch diese Menschen wurden grundlos erschossen – während ihre Kinder zuhause friedlich im Bett schliefen. Als die Hinterbliebenen morgens aufwachten und merkten, dass jemand fehlte, wussten sie meist, was geschehen war, denn sie hatten genug Geschichten gehört. So flohen sie unter die Erde, in ein riesiges Abwasserkanalsystem, um den Schergen des Herrschers zu entkommen. Denn sie wollten leben, nicht sterben.

Sie rannte um ihr Leben. Dunkle Gänge rauschten in einem verschwommenen Film an ihr vorbei.

Hinter ihr hörte sie Geklapper von Metall, schnelle Schritte, die hinter ihr herhetzten. Sie hatte gedacht, dass sie hier sicher sei. Unter der Erde, in dem Abwassersystem. Zwar roch es nicht gerade gut, jedoch wusste sie sich zu behelfen, Wenigstens hatte sie hier sich in Sicherheit wiegen können. Bis die Soldaten aufgetaucht waren. In stählender Rüstung, schwer bewaffnet und in der Hand hielt einer einen Brief, den er ihr vorlas. Ruhig und bestimmt.

Der Inhalt war grausam, aber nicht überraschend gewesen. Sie sollte sterben. Weil ihre Eltern die Gesetzte missachtet hatten, das absurde Gesetz, nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr auf den Straßen weilen zu dürfen, ignoriert hatten. Dabei wollten sie nur das Geld verdienen, was sie zum Überleben dringend brauchten. Sie wollten einfach nur ihrer Tochter eine Chance geben, überhaupt anständig leben zu können. Das war so schon schwierig genug.

Man schrie ihr hinterher. Sie spurtete um eine Ecke. Das fahle Licht der über ihr hängenden Öllampe spiegelte sich im brackigen Abwasser, welches dunkel glänzte. In der Ferne hörte man, wie es in die Tiefen der Erde fiel, das Rauschen des kleinen Wasserfalls drang durch das Klappern der Rüstungen zu ihr hindurch. Und sie hielt darauf hinzu.

Wie konnte sie auch nur so dumm gewesen sein? In Gedanken verfluchte sie sich dafür, sich erwischt gelassen zu haben. Dabei wollte sie sich nur etwas zu Essen holen, um eine weitere Woche im Untergrund überleben zu können. Nachdem ihre Eltern nun erschossen worden waren, blieb ihr ja nichts anderes mehr übrig, als hier unten zu verweilen, an der Oberfläche würde sie standgerecht erschossen werden. Sie musste klauen, sich ihr Essen erbeuten, um weiterzuleben. Das war oberste Priorität – Widerstand gegen den Herrscher leisten. Das hatte sie sich geschworen, nicht weniger als ein Mal.

„Bleib stehen“, ertönte ein tiefer Ruf, der vor Wut tobte. Das Geklapper wurde lauter, dringlicher. *Nein*, dachte sie sich im Stillen und rannte weiter. Ihr Atem raste mittlerweile, weil sie ihren Körper schon seit langer Zeit so überanstrengte. Er wollte eine Pause, um wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen. Er war kurz vorm Versagen. Sie rutschte auf den glitschigen Steinen aus und fiel der Länge nach hin. Ihre Arme zitterten, als sie sich versuchte, hochzustemmen.

Sie brauchte zu lange, viel zu lange für ihren Geschmack. Die Schritte kamen immer näher. Sie schleppte sich weiter, das Rauschen des Wassers wurde in ihren Ohren lauter und als sie um eine weitere Ecke bog, bei der sie nicht wusste, was sich dahinter verbarg, trat das in ihr Blickfeld, was sie sich so wünschte, da es Rettung versprach.

Der kleine Wasserfall, der tiefer hinunter in das Abwassersystem führte. So tief, dass sich keine Soldaten bisher dort hinunter gewagt hatten, sie jedoch ebenfalls nicht. Dort lebten auch andere Kinder, die das gleiche Schicksal wie sie erlitten hatten. Sie drehte sich um.

Fünf Männer rauschten um die Ecke, die silbrigen Pistolen glänzten im Schein der Lampe. Sie hatten weiße, metallene Rüstungen an, die sie schützen sollten. Die Farbe sah im Verhältnis zum Rest unter der Erde so absurd aus, dass es schon wieder lächerlich war. Sie waren allesamt groß und kräftig gebaut, die Muskeln traten unter der Rüstung klar hervor.

Sie zogen ihre Waffen und richteten sie auf sie. Ein Schauer lief über ihren Rücken, als sie einen Schritt zurück trat. Die Pistolen wurden mit einer Handbewegung entsichert. „Du kommst jetzt mit uns“, forderte der Mann in der Mitte sie auf. Sie bewegte sich abermals einen Schritt nach hinten und blickte ruhig in die Läufe der Pistolen. Die machten ihr keine Angst, nicht mehr. In der Vergangenheit, ja, da taten sie es. Doch nun war dies nicht mehr der Fall, sie war abgehärtet worden. Die Tode ihrer Eltern hatte sie eins gelehrt: Den Kopf immer oben behalten, egal wie schlecht die Situation auch aussehen mochte.

„Niemals“, zischte sie und biss die Zähne aufeinander. „Mich werdet ihr nie bekommen“, fügte sie noch hinzu, dann sprang sie nach hinten.

In dem Moment ertönten Schüsse. Jedoch trafen diese sie nicht. Das Wasser umspülte sie mit seinen kalten Fingern, schmiegte sich an sie und zog sie hinab. Die dreckige Brühe riss sie mit sich. Sie zwang sich, ihre Augen zuzulassen und dann fiel sie.

Durch das Gewicht des hinabstürzenden Wassers wurde sie kurz nach ihrem Aufprall weiter

hinuntergedrückt.

Mit einiger Kraftanstrengung schwamm sie zum Rand. Hier unten war es noch dunkler. Ihre Arme zitterten, als sie sich wieder hochstammte und sie keuchte auf. Die Umgebung kreiste um sie herum und sie brauchte einige Zeit, um wieder klaren Verstands zu werden.

Mit letzter Kraft konnte sie sich aus dem Wasser herausheben. Dann lehnte sie sich gegen die schmierige Wand und amtete tief ein und aus. Die Konturen der Wand drückten in ihren Rücken, sie konnte deutlich einen Riss in der oberen Hälfte ausmachen.

Sie blickte sich um. Die Öllampen waren dieselben, jedoch war das Licht dunkler und alles erschien in ebenso dunkle Farben. Das Wasser schien hier nun fast schwarz, die dicken Tropfen, die von der Decke tropften, hatten dieselbe Farbe angenommen. Das Geräusch des Wassers war allgegenwärtig und begleitete sie, als sie sich zum Aufstehen zwang.

Von Rechts ertönte auf einmal ein Schluchzen und sie drehte sich in diese Richtung. Zwischen zwei Betonsäulen kauerte ein Junge.

Normalerweise lief sie bei solch einer Situation weg, jedoch konnte sie nun nicht anders. Sie ging langsam auf den Jungen zu und hockte sich vor ihn, ihre Kleidung klebte nass und kalt an ihrem Körper, ließ sie frösteln. „Hey“, meinte sie leise. „Was ist?“

Verängstigt hob der Junge den Kopf. Er sah sehr zerbrechlich aus, als er sie aus geröteten, großen Augen anschaute. „Warum ... haben sie geschossen?“, wimmerte er.

„Wegen mir“, antwortete sie. „Ich bin vor ihnen geflohen.“

„Haben sie dich erwischt?“, flüsterte er. Sie schüttelte den Kopf. „Die Schüsse“, fuhr er noch leiser fort, „erinnerten mich an die eine Nacht.“ Er holte tief Luft und eine Träne löste sich aus dem Augenwinkel, hinterließ eine Rille der Sauberkeit auf seinem schmalen Gesicht. „Als sie meine Eltern vor meinen Augen erschossen haben.“ Sein Körper erbebt vor Wellen der Trauer.

Ohne es zu merken, hatte auch sie wieder angefangen zu weinen. Sie setzte sich neben ihn und legte einen Arm um ihn. „Alles wird gut“, meinte sie sanft und schluckte den Kloß in ihrem Hals herunter. Sie konnte es sich nicht leisten, jetzt zusammenzubrechen. Nicht jetzt, nicht hier.

„Wirklich?“, fragte er verzweifelt.

Sie war nicht gut im Lügen. Er würde es merken, wenn sie es tat. „Hoffentlich“, antwortete sie.

„Wir müssen durchhalten.“ Das war keine Lüge, denn das mussten sie wirklich.

„Ja“, kam es müde zurück. „Sag mal, wie heißt du?“, fragte er sie.

„Emily, und du?“

„Paul“, meinte er und wischte sich mit dem rechten Ärmel seiner schmutzigen Jacke über das Gesicht. „Ich lebe erst seit einer Woche hier unten, trotzdem habe ich so schreckliches Heimweh.“

„Wie alt bist du?“, fragte sie vorsichtig. Er erschien auf sie nicht sonderlich alt, ihr tat es im Herzen weh, dass ihm bereits solch schreckliche Sachen widerfahren waren. Jedoch war diese ganze Generation bereits traumatisiert, was bei den Vorgängen über der Erdoberfläche auch nicht groß verwunderlich war.

„Zwölf“, erwiderte er. „Und bereits ein Vollwaise.“ Erstaunlicher Weise wurde seine Stimme sehr hart, als er das aussprach. Dieser kleine, zerbrechliche Junge war beiseite geschoben worden, seine Haltung straffte sich und sie erkannte glimmenden Zorn in seinen Augen. Er stand auf. „Komm, Emily, ich zeige dir, was dein neues Zuhause ist, zumindest vorerst. Wir sind ja dazu gezwungen durchzuhalten.“

Ja, das waren sie. Überleben, das war der einzige Punkt auf der Tagesordnung von ihnen. Wie lange sie das noch durchhalten würden, war sie sich nicht bewusst, als auch sie aufstand.